Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 1 / Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E — Januar 1960 — Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

1959 weniger Aussiedler

Rückgang auf neue polnische Bestimmungen zurückzuführen

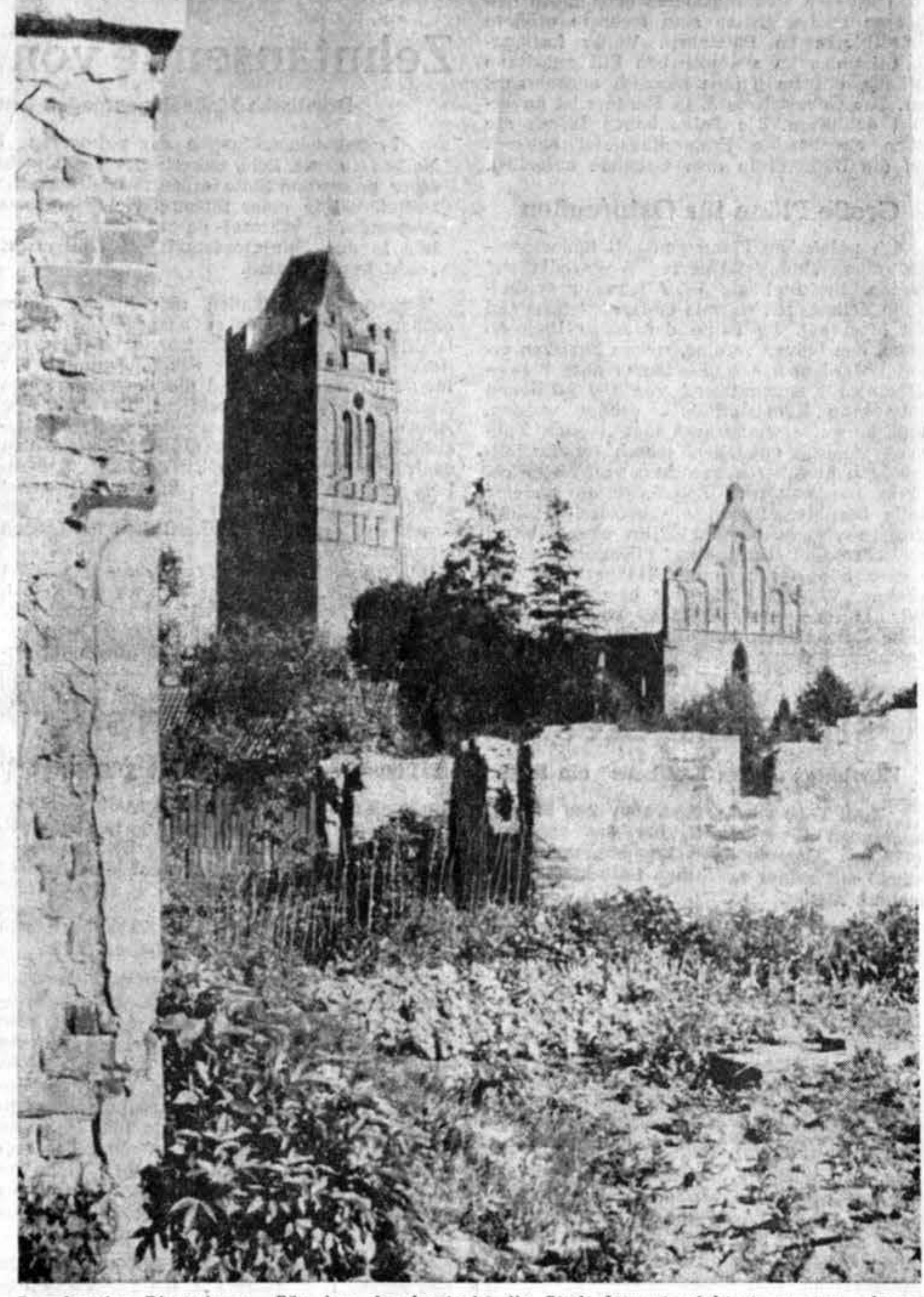
Die Zahl der in der Bundesrepublik eingetroffenen Aussiedler wird für das Jahr 1959 erheblich unter der Ziffer der vorangegangenen Jahre liegen. Während in den sieben Jahren von 1950 bis 1956 insgesamt 129 470 Deutsche aus den Ostgebieten und Oststaaten eingetroffen waren und sich der Aussiedlerstrom im Jahre 1957 auf 107 960 und im Jahre 1958 auf 129 660 gesteigert hatte, wurden in den ersten neun Monaten 1959 nur insgesamt 23 194 Aussiedler in den Grenzdurchgangslagern registriert.

Dieser Rückgang ist im wesentlichen auf die Verminderung der Aussiedlerzahl aus dem polnischen Verwaltungsbereich zurückzuführen, die im Jahre 1958 insgesamt 117 550 ausmachte, in der Zeit vom 1. Januar 1959 bis zum 30. September 1959 aber nur 15 168 betrug. Während nämlich im verflossenen Jahr noch fast alle Aussiedler aus dem polnischen Verwaltungsbereich in Transportzügen ins Bundesgebiet befördert wurden, hörte diese Erleichterung auf polnische Veranlassung mit dem 17. Februar 1959 auf, da Warschau der Meinung ist, die Familienzusammenführung sei beendet. Seitdem können die Deutschen nur noch als Einzelreisende ins Bundesgebiet gelangen.

Beim Deutschen Roten Kreuz sind jedoch noch rund 140 000 aussiedlungswillige Deutsche aus diesen Gebieten verzeichnet, von denen ein Drittel zu den Fällen engster Familienzusammenführung gerechnet werden muß. Diese Zahl hat sich seit dem Vorjahr nicht wesentlich verändert, weil die Fälle, die sich durch vollzogene Aussiedlung erledigt haben, von neuen Anmeldungen aufgewogen worden sind. Im Zusammenwirken mit dem Deutschen Roten Kreuz ist die Bundesregierung bemüht, den Aussiedlungsbewerbern jede mögliche Hilfe zuteil werden zu lassen, zumal ihnen die Ausreise durch neue polnische Paßbestimmungen nicht leichter gemacht wird.

Etwa gleichmäßig verläuft die Ausreise von Deutschen aus dem sowjetischen Bereich, aus dem im Jahre 1958 insgesamt 4122 Deutsche kamen und in den ersten neun Monaten des Jahres 1959 zusammen 3905 Aussiedler gezählt wurden. Das gleiche gilt für die Übernahme von Aussiedlern aus Jugoslawien, deren Zahl im Jahre 1958 insgesamt 4708 und in den ersten neun Monaten dieses Jahres 3097 betrug. Unbefriedigend verläuft nach wie vor die Familienzusammenführung aus den drei Südoststaaten Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien. Aus dem tschechoslowakischen Raum trafen in den ersten neun Monaten 1959 insgesamt 339 Aussiedler ein gegenüber 692 im Gesamtjahr 1958. Aus Rumänien kamen 265 Deutsche gegenüber 1383 im Gesamtjahr 1958 und aus Ungarn 400 Aussiedler gegenüber 1194. 20 Deutsche trafen aus China, Bulgarien und Albanien ein; im ganzen Jahr 1958 waren es elf.

Neben den Aussiedlern, die direkt aus dem Osten und Südosten kamen, werden deutsche Vertriebene im Bundesgebiet aufgenommen, die nach dem Verlassen ihrer Heimatgebiete zunächst hauptsächlich nach Österreich, aber auch in andere westliche Staaten verschlagen worden waren. Ihre Zahl betrug in den Jahren 1956 und 1957 noch je rund 6000, sank im Jahre 1958 auf 2573 ab und belief sich in den ersten neun Monaten des Jahres 1959 auf 1104 Vertriebene. Im Zeitraum vom 1. Januar 1950 bis zum 30. September 1959 sind als Aussiedler und Vertriebene, die zunächst im freien Ausland gewohnt hatten, rund 434 000 Deutsche im Bundesgebiet eingetroffen.



Das heutige Riesenburg. Für den, der heute in die Stadt kommt, sieht es so aus, als sei das Leben in ihr erstorben. Das riesige Trümmerfeld, aus dem die Ruine der Luther-Kirche emporragt, bietet dennoch deutschen Familien Unterschlupf, die dort ihr karges Brot durch Sammeln von Heilkräutern verdienen. Foto: Schneege

Starke Bevölkerungsfluktuation

Ein Zeichen der Wurzellosigkeit — Abwanderung aus den nördlichen Gebieten

Nach polnischen statistischen Angaben, die im „Biuletyn Statystyczny" veröffentlicht wurden, sind im ersten Halbjahr 1959 aus den „Wojewodschaften" Allenstein, Köslin, Stettin und Grünberg, also aus Ostpreußen, Ostpommern, Ostbrandenburg und den nördlichen Kreisen Niederschlesiens 13 700 Personen mehr abgewandert, als im gleichen Zeitraum aus anderen Orten und Verwaltungsbezirken der Oder-Neiße-Gebiete zugezogen sind.

Insgesamt wanderten in den genannten „Wojewodschaften" 158 100 polnische Neusiedler ab, während 144 400 Personen zuzogen. Die Zahlen beweisen zugleich, daß die polnische Bevölkerung in den nördlichen Oder-Neiße-Gebieten eine außerordentlich hohe „Mobilität" aufweist.

Auch in den „Wojewodschaften" Danzig, Breslau und Oppeln ist die Fluktuation der Bevölkerung überaus groß: Hier zogen im ersten Halbjahr 1959 insgesamt 186 100 Personen zu, wohingegen 172 500 polnische Neusiedler abgewandert sind, woraus sich ein Zuwanderungsgewinn von 13 600 Personen errechnen läßt.

Mit der starken Bevölkerungsfluktuation in der Stadt Breslau befaßte sich der Vorsitzende des örtlichen Volksrats, Prof. Iwaszkiowicz. Er betonte, daß hier die Fluktuation fünfmal so groß sei wie in der polnischen Stadt Lodz. Nach dem „Biuletyn Statystyczny" betrug der Abwanderungskoeffizient in Breslau im ersten Halbjahr 1959: 4,7 Prozent.

Die entsprechenden Ziffern für die „Westwojewodschaften" lauten: Allenstein: 10,7 v. H. (!), Danzig: 4,8 v. H., Köslin: 12,3 v. H. (!), Stettin: 10,0 v. H. (!), Grünberg: 8,9 v. H., Breslau („Wojewodschaft", ohne Stadt Breslau): 8,5 v. H., Oppeln: 5,2 v. H. Da sich die Zuwanderungskoeffizienten etwa auf der gleichen Linie halten, ergibt sich — mit Ausnahme der „Wojewodschaft" Danzig, die sich auch über das Gebiet des einstigen polnischen „Korridors" erstreckt — eine Zunahme der Fluktuationskoeffizienten von Süden nach Norden.

Deutsche werden registiert

Die polnischen Behörden bereiten gegenwärtig eine Erfassung aller noch in den deutschen Ostgebieten lebenden Deutschen vor. Diese Aktion soll den Polen gleichzeitig ein statistisches Material über die Zukunftspläne der verbliebenen Deutschen geben. Obwohl die Umsiedlertransporte im Rahmen der Familienzusammenführung von polnischer Seite eingestellt wurden, ist damit zu rechnen, daß Einzelausreisen auf eigene Kosten möglich sein werden. Man schätzt die Zahl der Umsiedlungswilligen auf 250 000 Personen.

Arbeitskräfte fehlen in Nordostpreußen

Um den Plan für das Jahr 1959 erfüllen zu können, fehlen in dem sowjetisch besetzten Teil Ostpreußens — nach einem Bericht der „Kaliningradskaja Prawda" — in der Industrie, Landwirtschaft und Verwaltung etwa 20 000 Arbeitskräfte. Bemerkenswert ist, daß viele neuangesiedelte Russen in den letzten Jahren den Versuch unternommen haben, das nordostpreußische Gebiet ohne behördliche Genehmigung wieder zu verlassen. Zahlen werden hier nicht genannt. Die sowjetischen Behörden bereiten für den Sommer eine neue Ansiedlungsaktion vor.

Passenheim zum Dorf degradiert

Atmosphäre „sträflicher Gleichgültigkeit"

Mit immerhin 12 Zeilen war Passenheim im Kreise Ortelsburg des Regierungs-Bezirks Allenstein im Vorkriegs-Brockhaus verzeichnet. An der Eisenbahnlinie Allenstein — Lyck gelegen, verfügte das Städtchen mit seinen mehr als 4000 Einwohnern über ein Amtsgericht, mehrere Brauereien, Dampfmühlen und Spiritusbrennereien. Ein Teil der Bewohner lebte vom Handel mit Bauholz, andere vom Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Heute müssen wir in polnischen Gemeindealmanachen lange suchen, ehe wir darin für Passenheim — dem bereits im Jahre 1381 Stadtrechte verliehen wurden — ein Dorf namens „Pasym" verzeichnet finden. Dafür widmete kürzlich das Allensteiner Parteiorgan Passenheim eine ganze Seite . . .

„Es ist nicht sonderlich gut bestellt um diesen Ort . . . Auf Schritt und Tritt begegnen wir den Ergebnissen sträflicher Gleichgültigkeit. In solch einer Atmosphäre konnte keine Stadt gedeihen — Passenheim wurde zum Dorf degradiert, und es ist kaum anzunehmen, daß in absehbarer Zeit selbst die formale Herbeiführung des früheren Status eine Änderung bewirken wird."

Keine Meliorationsarbeiten in den Oder-Neiße-Gebieten

In den polnischen Planungen für Meliorationsarbeiten, von denen eine Verbesserung der Futtermittellage in der polnischen Landwirtschaft erhofft wird, müssen die Oder-Neiße-Gebiete gegenüber den polnischen Landestellen zurücktreten. Dies geht aus einer Erklärung des polnischen stellvertretenden Landwirtschaftsministers Gucwa hervor, nach der die Wojewodschaften Warschau, Krakau, Bialystok, Lublin, Kielce und Lodz bei der Vergabe staatlicher Mittel für Meliorationsvorhaben bevorzugt behandelt werden sollen, da sie Bezirke mit einer „entwickelten" Viehzucht seien.

Diese polnische Planung berührt deswegen eigentümlich, weil die Presse in Polen und in den Oder-Neiße-Gebieten laufend über den weitgehenden Verfall der vor 1945 angelegten Entwässerungsanlagen und Meliorationseinrichtungen in den deutschen Ostprovinzen Klage führt. Andererseits wollte sie jedoch von angeblich bedeutenden Erfolgen in der Viehzucht und von einem hohen Viehbestand in diesen Gebieten wissen.

Polnische Polemik gegen Vatikan

„Provisorium" der kirchlichen Verwaltung müsse beseitigt werden

Die Warschauer Tageszeitung „Zycie Warszawy" unterzog die Haltung des Vatikans in der Oder-Neiße-Frage einer heftigen Kritik, wobei insbesondere betont wurde, Papst Johannes XXIII. habe diejenigen „bitter enttäuscht", welche damit gerechnet hätten, daß die Politik des Heiligen Stuhls eine Änderung im Sinne der Anerkennung der polnischen Ansprüche auf die deutschen Ostgebiete vornehmen werde. „Der Vatikan erkennt unsere Westgrenzen immer noch nicht an", schrieb das polnische Blatt.

Im einzelnen wird in dem polemischen Artikel der Warschauer Zeitung ausgeführt, der Vatikan gehöre zu denjenigen, welche eine „Erwärmung in den internationalen Beziehungen aufzuhalten" suchten. Er widersetze sich „der immer deutlicher zutage tretenden Tendenz zu einer friedlichen Koexistenz zwischen verschiedenen Systemen".

Als der neue Papst vor einem Jahre den apostolischen Stuhl bestiegen habe, hätte man damit rechnen können, daß „endlich die Regelung der Problems der kirchlichen Verwaltung in unseren Westgebieten" in Angriff genommen und das „Provisorium auf diesem Gebiet beseitigt" würde. Diejenigen, die eine solche Änderung der vatikanamtlichen Politik erwartet hätten, seien jedoch „bitter enttäuscht" worden. Seit dem letzten Pontifikat habe diese Politik „keine Änderung erfahren". Immer noch erkenne der Vatikan die „Westgrenze an der Oder und Neiße" nicht an, wozu er erkläre, daß es „nicht üblich ist, endgültige Änderungen der Diözesangrenzen vorzunehmen, solange für diese Gebiete keine völkerrechtlich gültigen Regelungen auf Grund eines Vertrages vorliegen, die eine endgültige Entscheidung darstellen".

Immer noch sei Bischof Splett der ständige Ordinarius von Danzig mit dem Sitz in Düsseldorf, wohingegen der in Danzig residierende polnische Bischof Nowicki lediglich als Koadjutor geführt werde. Im Päpstlichen Jahrbuch „Annuario Pontifico" würden die Diözesen Breslau und Ermland als „nicht besetzt" bezeichnet und die polnischen Bischöfe von Landsbergs/W. und Oppeln würden vom Vatikan lediglich als Generalvikare des Kardinals Wyszynski und nicht als rechtmäßige Ordinarii behandelt, wie auch ihre Diözesen nicht als kirchliche Verwaltungseinheiten anerkannt seien.

Alles dies, so bemerkt „Zycie Warszawy" des weiteren, sei eine „schwer zu rechtfertigende Saumseligkeit", durch welche „dem westdeutschen Revisionismus Vorschub geleistet" werde. Die katholische Geistlichkeit in Westdeutschland, welche die „rechtmäßige Eingliederung" der Oder-Neiße-Gebiete in die Volksrepublik Polen nicht anerkennen wolle, berufe sich dabei auf die Stellungnahme des Vatikans, wie dies erst kürzlich wieder von seiten des Kardinal Frings geschehen sei. Diese „Erklärungen der Revisionisten, auch wenn sie in geistliche Ornate gekleidet sind", könnten aber, so behauptet „Zycie Warszawy", „den Lauf der Geschichte nicht ändern", und werden „Polen seiner Rechte auf die uralten Piastenländer nicht berauben". Es könne auch die Frage gestellt werden, ob sich in der Einstellung des Vatikans nicht „eine feindliche Haltung gegenüber Polen" kundtue.

Herder-Haus in Mohrungen unversehrt

Die polnische Stadtverwaltung der ostpreußischen Stadt Mohrungen bemüht sich seit drei Jahren, die schwer zerstörte Stadt wiederaufzubauen. Im Stadtinneren sind die vier fast völlig vernichteten Marktseiten das Ziel der polnischen Architekten. An zwei Stellen hat man schon größere Siedlungsblocks gebaut. An den anderen beiden Seiten sind mehrere größere Häuserblocks im Entstehen. Völlig fertiggestellt ist das im spätgotischen Stil gehaltene Rathaus, das im Kriege gänzlich ausgebrannt war. Das Geburtshaus J. G. Herders ist unversehrt geblieben. Die Polen haben jedoch die außen angebrachte Erinnerungstafel entfernt und die Bücherei in dem Gebäude aufgelöst.

Große Pläne für Ostpreußen

Nach polnischen Planungen soll Südostpreußen eine „industrialisierte Wojewodschaft" werden, berichtet die in Allenstein erscheinende Zeitschrift „Warmia i Mazury" (Ermland und Masuren). Im Laufe der Jahre 1961—65 sollen, den Plänen zufolge, sieben Fabriken errichtet werden; u. a. soll — immer nach Plan — mit einem Kostenaufwand von 190 Millionen Zloty eine Kunststoffabrik erbaut werden. Möglicherweise werde auch eine „riesige" Zuckerwarenfabrik entstehen, jedoch sei die Entscheidung hierüber noch nicht getroffen worden.

Wie die polnische Zeitschrift an anderer Stelle berichtet, finden die kulturellen Zeitschriften „Nowa Kultura" (Die neue Kultur) und „Przeglad Kulturalny" (Kulturübersicht) in ganz Südostpreußen nur 344 bzw. 377 Abnehmer. „Warmia i Mazury" bemerkt hierzu: „Wir müssen uns schämen, schämen, daß solche Zeitschriften bei uns nicht einmal 500 Abnehmer haben."

Zehntausende von Hektaren Brachland

Drastische Maßnahmen gegen landwirtschaftliches „Unland" gefordert

Propagandameldungen der polnischen „Presseagentur West" (ZAP), wonach in den Oder-Neiße-Gebieten kein unbestelltes Land mehr vorhanden sei, sind kürzlich von sachverständiger polnischer Seite erneut nachdrücklich widerlegt worden. Wie „Slowo Powszechne" berichtet, hat in einer Sitzung der Sejm-Kommission für Landwirschaft und Ernährung der Abgeordnete Warchol darauf hingewiesen, daß nach den letzten amtlichen Erhebungen allein in der „Wojewodschaft" Breslau etwa 30 000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche „nicht bestellt" sind.

Insbesondere befänden sich in der Nähe größerer Industriegebiete ausgedehnte Brachlandflächen, da die Besitzer landwirtschaftlicher Grundstücke einer Beschäftigung in der Industrie nachgingen und die Bestellung ihres Ackerlandes „vernachlässigten". Der polnische Abgeordnete Warchol wies des weiteren darauf hin, daß es in den Oder-Neiße-Gebieten zahlreiche wirtschaftlich „verfallene" Bauernhöfe gibt, deren z. T. alte, kranke oder sonst arbeitsunfähige „Besitzer" sich nicht um die Ergebnisse der landwirtschaftlichen Produktion kümmern.

In einer Sitzung der Außerordentlichen Sejm-Kommission für die „Westgebiete" hat, ebenfalls „Slowo Powszechne" zufolge, der Abgeordnete Liszka gefordert, das landwirtschaftliche „Unland" (gemeint ist die nicht genutzte Nutzfläche!) in den Oder-Neiße-Gebieten „allerschnellstens zu bewirtschaften" und in eine „Futtermittelbasis" zu verwandeln. Dementsprechend teilte die in Breslau erscheinende „Gazeta Robotnicza" mit, es sei der Erlaß einer Verfügung gefordert worden, durch welche ermöglicht werden soll, diejenigen Bauern zu enteignen, welche ihr Ackerland nur teilweise oder gar nicht bestellen.

Wie aus dem diesbezüglichen Bericht der „Gezeta Robotnicza" des weiteren hervorgeht, ist geplant, den landwirtschaftlich nicht genutzten Boden an die sogenannten „Landwirtschaftszirkel" zu übertragen. Die „Landwirtschaftszirkel" sollen darüber hinaus noch weitere Landflächen zur Bestellung und Nutzung erhalten, die sich gegenwärtig noch in der Verwaltung der Staatsgüter oder des „Staatlichen Bodenfonds" befinden, sofern es sich um Land handelt, für das Nutzungsverträge binnen kurzem erlöschen werden. Auch bei diesen Ländereien handelt es sich vorwiegend um unbestelltes oder nur geringfügig ausgewertetes Nutzland.

29 Naturschutzgebiete in Niederschlesien

Polnischen Berichten zufolge hat die polnische Verwaltung in Niederschlesien bislang insgesamt 29 Naturschutzgebiete errichtet, von denen einige allerdings einen nur sehr geringen Umfang aufweisen. So wurde bei Kohlfurt ein Torfmoor, das eine Fläche von 1,5 Hektar bedeckt, zum Naturschutzgebiet erklärt, weil dort seltene Exemplare der Sumpfkiefer wachsen. In der Nähe von Lauban sind Basaltfelsen mit einem schönen Buchenbestand unter Naturschutz gestellt worden. Dieses Schutzgebiet umfaßt 25 Hektar.

Ostpreußisches Jagdmuseum zerstört

Lüneburgs „Altes Kaufhaus" ein Raub der Flammen — Millionenwerte vernichtet

Zwei Tage vor Weihnachten ging über den Rundfunk die Schreckensbotschaft von der verheerenden Feuersbrunst, der das mittelalterliche „Alte Kaufhaus" in Lüneburg, in dem seit 1957 das „Ostpreußische Jagdmuseum" eine Heimat gefunden hatte, zum Opfer fiel. Das Gebäude mit seiner herrlichen Barockfassade brannte binnen kurzer Zeit bis auf die Grundmauern nieder.

Trotz aller Bemühungen der Feuerwehren konnte von den hier lagernden, teils einmaligen und unersetzlichen Kostbarkeiten fast nichts gerettet werden. Die Löschaktionen mußten sich vor allem darauf konzentrieren, ein Übergreifen des Feuers auf die Nachbargebäude zu verhindern, denn turmhoch schlugen die Flammen aus dem „Alten Kaufhaus" gegen den nächtlichen Himmel. Glühende Balkenreste wurden von dem Sog in die Luft geschleudert und mehrere hundert Meter weit vom Wind fortgetragen.

Das Ostpreußische Jagdmuseum, zu dessen Förderern Alt-Bundespräsident Heuss, Bundespräsident Lübke, Bundeskanzler Dr. Adenauer sowie mehrere Bundesminister und Landesminister gehören, enthielt als einmalige Sehenswürdigkeit in der Bundesrepublik wertvolle Trophäen aus den großen ostpreußischen Jagdrevieren, Erinnerungsstücke der ostpreußischen Garnisonen, der Vogelwarte Rossitten und viele anderer Einrichtungen. Eine Abteilung des Museums war dem ostpreußischen Elch gewidmet. Dort wurde auch eine fossile Elchschaufel aufbewahrt, nach der das Gestüt Trakehnen sein weltbekanntes Kennzeichen erhalten hatte.

Viele der Erinnerungsstücke waren von Heimatvertriebenen dem Jagdmuseum als Leihgaben anvertraut worden. Auch das Bayerische Staatsmuseum hatte Leihgaben zur Verfügung gestellt. Darunter befand sich das Geweih des stärksten europäischen Hirsches, der in der Rominter Heide erlegt worden war. Das Geweih — „Matador" genannt — wurde 1945 am Turm des letzten Unterseebootes befestigt, das von Danzig aus durch die Ostsee tauchte. Viele Geweihe waren von Heimatvertriebenen aus Mitteldeutschland, als „alte Knochen" deklariert, nach Lüneburg geschickt worden.

Das „Alte Kaufhaus" barg Millionenwerte. In ihm befand sich nicht nur die Sammlung des Ostsreußischen Jagdmuseums, sondern auch ein Außenlager des Museums für das Fürstentum Lüneburg mit wertvollen Schätzen, die im geplanten Neubau des Lüneburger Museums wieder ausgestellt werden sollten. Ferner verlor der Goldschmied und Juwelier Professor Zeitner, der sein Atelier im „Alten Kaufhaus" hatte, fast alle Schmuckstücke, Edelmetalle und Juwelen. Auch das Atelier des Kunstmalers Harald Illies wurde vernichtet. Der größte Teil einer Gemäldeausstellung konnte jedoch gerettet werden. Forstmeister Löffke, der Gründer des Jagdmuseums, stellte unter Lebensgefahr auch den „Matador" sicher.

Wenige Tage nach dem Brand kündigte Forstmeister Löffke den Wiederaufbau des fast völlig vernichteten Ostpreußischen Jagdmuseums an. „Alle erwarten", sagte er, „daß wir ungebrochen weitermachen." Nach Angaben Löffkes befinden sich im Bundesgebiet noch manche wertvolle ostpreußische Jagdtrophäen in Privatbesitz, darunter die Krone des „Fürst" sowie ein mit 210 Nadlerpunkten ausgezeichnetes Geweih. Man werde auch versuchen, Trophäen, deren Besitzer sich nicht entschließen können, diese als Leihgaben dem Jagdmuseum zur Verfügung zu stellen, wenigstens in Form von Abgüssen oder Nachbildungen zu zeigen.

Unersetzlich und von allen Ostpreußen zutiefst bedauert bleiben jedoch die den Flammen zum Opfer gefallenen Ausstellungsstücke, die Ostpreußen als ein Jagdparadies zeigten, das im übrigen Deutschland nichts seinesgleichen hat.



Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68 Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

PRESSESPIEGEL

Wiedervereinigung von draußen gesehen

„Immer wieder erreichen uns Briefe aus Westdeutschland, in denen die Sorge um das wichtigste Anliegen des deutschen Volkes, seine staatliche Wiedervereinigung, zum Ausdruck kommt. Es ist oft geradezu rührend, mit welchen Hoffnungen die Menschen in Deutschland nach Amerika schauen, von wo sie Hilfe bei der Durchsetzung ihres höchsten nationalen Wunsches erwarten. Oft klingt in diesen Briefen auch die Enttäuschung darüber durch, daß es die deutschen Regierungsstellen an der notwendigen Tatkraft vermissen lassen, die Wiedervereinigung Deutschlands voranzutreiben. Die Skala der Meinungen reicht dabei von leisen Zweifeln an der Ernsthaftigkeit des amtlichen Wiedervereinigungswillens bis zu massiven Vorwürfen, die gegenwärtig Regierenden seien gar nicht an einer Wiedervereinigung interessiert.

Zu welchen ideologischen Verkrampfungen es bei der gegenwärtigen deutschen Politik kommen kann, zeigt treffend das Beispiel eines deutschen Gelehrten, der es doch kürzlich tatsächlich fertiggebracht hat, zu „beweisen", daß die Wiedervereinigung Deutschlands aus staats- und völkerrechtlichen Gründen „unmöglich" sei. Es handelt sich um keinen Geringeren als den Ordinarius für wissenschaftliche Politik an der altehrwürdigen deutschen Universität Tübingen, Prof. Theodor Eschenburg. Mit einem wahren Wust von pseudo-wissenschaftlichen Thesen versucht Eschenburg, dem deutschen Volke einzureden, die bisher vorliegenden Vorschläge zur Wiedervereinigung seien „entweder erträglich, aber im Augenblick unerreichbar, oder erreichbar, aber unerträglich".

Es ist hier nicht der Raum, sich im einzelnen mit den Argumenten des gelehrten Herrn auseinanderzusetzen, aber so viel ist gewiß: Die deutschen Wissenschaftler haben es schon immer meisterhaft verstanden, einen verhältnismäßig einfachen Tatbestand zu komplizieren oder aber einen schwierigen Sachverhalt — wie das Wiedervereinigungsproblem — noch schwieriger zu machen.

Prof. Eschenburg steht damit allerdings nicht allein. Ein Leitartikler der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" schrieb am 3. August dieses Jahres einen Aufsatz über die „völkerrechtlichen Voraussetzungen eines Friedensvertrages für Deutschland", in dem ebenfalls der „Nachweis" geführt wird, daß ein Friedensvertrag gegenwärtig unmöglich sei. Darin versteigt sich der Verfasser zu der Behauptung, daß die Bundesrepublik staats- und völkerrechtlich mit dem Deutschen Reich identisch sei, einer These, die bereits durch den amerikanischen Außenminister Christian Herter auf der Genfer Außenministerkonferenz dieses Jahres ad absurdum geführt wurde, als er erklärte, weder die Bundesrepublik Deutschland noch die „DDR" könnten einzeln oder gemeinsam ganz Deutschland vertreten.

Vom juristischen „Beweis" über die Unmöglichkeit oder staatsrechtliche Unzulässigkeit der deutschen Wiedervereinigung bis zum offiziellen Verbot des Wiedervereinigungsgedankens ist es nicht mehr weit. Heute schon liegen Beschwerden über berufliche und gesellschaftliche Benachteiligungen von denjenigen Deutschen vor, die sich aktiv für die Wiedervereinigung einsetzen. Wir sind jedoch der unerschütterlichen Überzeugung, daß das deutsche Volk in seinem Kern gesund genug geblieben ist, um eines Tages das ganze Machwerk von Verfassungsparagraphen, Vorschriften und Verordnungen — und und zu guter Letzt „Verboten" — in einem gewaltigen politischen Willensakt beiseitezufegen und die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden. Wir werden jedenfalls nicht müde werden, den Wiedervereinigungsgedanken in Amerika wachzuhalten."

„Abendpost", Chikago

Hintergründe der Wirtschaftskrise

Die vom amerikanischen Free Europa Committee herausgegebene Monatsschrift „East Europe" befaßt sich in ihrer Dezember-Ausgabe erneut mit den Hintergründen der polnischen Wirtschaftskrise, die seit dem Spätsommer des Jahres zu beobachten ist.

Nach den Ermittlungen der amerikanischen Experten hat sich die überstürzte und gedankenlose Wirtschaftsplanung der frühen fünfziger Jahre auch auf die Entwicklungen nach 1956 ausgewirkt. Der Gomulka-Regierung sei es nur teilweise gelungen, den inflationistischen Erscheinungen entgegenzuwirken. Die polnische Volkswirtschaft sei nicht in der Lage gewesen, die zu einer Hebung des Lebensstandards erforderlichen Konsumgüter herzustellen, so daß man diese Güter oder die zu ihrer Herstellung benötigten Materialien importierte.

Die Folge sei ein Dahinschwinden des Devisenbestandes gewesen: Zwei Jahre lang (1957 und 1958) sei die Volksrepublik Polen unter Rückgriff auf ausländische Kredite wirtschaftlich irgendwie „durchgekommen", bis im Sommer 1959 diese Auslandskredite dahingeschwunden seien, ohne daß man die Soll- und Haben-Konten ausgeglichen habe.

Die Rede Gomulkas vom 17. Oktober 1959 habe dann gezeigt, daß die polnische Wirtschaft in den letzten drei Jahren „ernste Fehler" gemacht habe. Es habe sich dabei nicht allein um eine Abhandlung über die „gegenwärtigen Schwierigkeiten auf dem Fleischmarkt" gehandelt, sondern vielmehr um eine Erörterung der inflationistischen Erscheinungen unter Zugrundelegung kommunistischer Gesichtspunkte. Gegenwärtig neige man an führender Stelle in Warschau zu der Auffassung, daß die „Jahre des Stalinismus nicht so schlimm waren, wie man sie beschrieben hat", und daß die Wirtschaftspolitik — selbstverständlich ohne Wiederholung der gröbsten offenkundigen Mißgriffe — nunmehr in etwa den gleichen Bahnen verlaufen solle wie damals.

Landmaschinen-Ausfall

Die Beschaffung von Ersatzteilen für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte bereitet den polnischen Bauern oft größte Schwierigkeiten, die nicht selten geradezu unüberwindlich sind, so daß Maschinen für längere Zeit bei Bestellungs- und Erntearbeiten ausfallen. So berichtete kürzlich auf einer Tagung der Vereinigten Volkspartei (Bauernpartei) in Danzig ein Delegierter aus dem Landkreis Elbing, er selbst habe sämtliche im Umkreis von zehn und mehr Kilometern gelegene Ortschaften aufsuchen müssen, um drei einfache Schrauben im Werte von drei Zloty zu beschaffen. Dem Parteiorgan „Glos Wybrzeza" zufolge war das Problem der Versorgung der Dörfer mit Ersatzteilen für Landmaschinen ein sich oft wiederholendes Thema in der Diskussion auf der Tagung, an der u. a. der stellvertretende Minister für Landwirtschaft und Forsten, K. Pawlowski, teilnahm.

Ähnliche Schwierigkeiten bestehen gleichfalls hinsichtlich der Ausführung von Reparaturen an Maschinen und Geräten für die Landwirtschaft: In 800 Dörfern der „Wojewodschaft" Grünberg z. B. gibt es, wie das Gewerkschaftsorgan „Glos Pracy" berichtet, weder Schmieden noch Schlossereien. Werkstätten dieser Art bestünden nur in 324 Dörfern Ostbrandenburg-Niederschlesiens.

NEUSTADT BLIEB DEUTSCH

Mittelpunkt der Kaschubei / Saubere und geordnete Verhältnisse / Klosterschule erhalten

An der nördlichsten Transitstraße, die nach 1920 durch den Weichselkorridor von Pommern nach Danzig und Ostpreußen führte, liegt, umgeben von bewaldeten Höhenrücken, das westpreußische Neustadt an dem Flußlauf der Rheda. Diese Stadt, die durch den Versailler Vertrag gegen den Willen ihrer Bürger aus dem jahrhundertealten kulturellen und wirtschaftlichen Zusammenhang mit Deutschland gewaltsam herausgetrennt wurde, ist ähnlich wie Lyck als Hauptstadt Masurens hier die Hauptstadt der Kaschubei.

Wie Masuren ist auch die Kaschubei reich an landschaftlichen Schönheiten und volkskundlichen Eigenheiten, die die beiden alten baltischen Volksgruppen als deutschsprechende und deutschempfindende slawische Minderheiten innerhalb der alten Reichsgrenzen bis auf den heutigen Tag in erstaunlicher Unverfälschtheit bewahren konnten.

Wer Neustadt vor dem Kriege kannte und heute nach wiederum fast 15jähriger polnischer Verwaltung in die Stadt kommt, ist erfreut darüber, wie wenig sich hier eigentlich trotz der schweren Nachkriegsjahre verändert hat.

Seit 1920 haben die Polen Zeit gehabt, diese Stadt sowie das ganze Korridorgebiet intensiv zu polonisieren. Jedoch haben sie dabei weitgehend Rücksicht auf die verbliebene Bevölkerung genommen und versucht, sie über ihre slawische Herkunft als Restbestand der „Kaschubskis" für die neuen politischen Verhältnisse zu gewinnen. Die Kaschuben aber, die durch eine jahrhundertelange deutsche Kultur nicht einmal die Ansprüche einer völkischen Minderheit bis 1920 geltend machten, haben unter der polnischen Verwaltung bemerkenswerterweise bis zum heutigen Tage ihr Deutschtum nicht aufgegeben. Erstaunlicherweise war für mich bei meinem Aufenthalt in dieser Stadt, daß die Umgangssprache der alteingesessenen Bevölkerung, die hier etwa noch 65—70% zählt, deutsch geblieben ist. Es handelt sich dabei nicht immer um ein sprachlich reines Deutsch, sondern um eine interessante Vermischung mit slawischen Worten, die nicht in jedem Fall polnisch zu sein brauchen.

Zuwanderern aus Zentral- und Ostpolen gelang es in diesen kaschubischen Gebieten kaum, Fuß zu fassen, da sie auf relativ geordnete soziale Verhältnisse der verbliebenen Bevölkerung stießen. Es fiel mir auf, daß die Kaschuben heute verschiedentlich recht deutlich und auf merkwürdige Weise von ihrem Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland demonstrativ Gebrauch machen. So entdeckte ich an einer Hauswand in Neustadt, obwohl man sonst in den polnisch verwalteten deutschen Gebieten größten Wert auf die Beseitigung aller deutschen Inschriften gelegt hat, eine riesige Reklame-Inschrift der Singer-Nähmaschinen-Werke. Ein Bewohner der Stadt, der mich führte und ein ausgezeichnetes Deutsch sprach, erklärte mir auf meine Frage, daß man in Neustadt diese deutsche Reklameinschrift wie viele andere deutsche Auf- und Inschriften in den Jahren 1956 und 1957 erneuert hätte, um sich wieder „wie in alten guten Zeiten zu fühlen". Sicherlich gibt es noch sehr viele Beispiele dieser Art des Bekennens der Kaschuben zu Deutschland, doch schien mir diese so typisch und vielsagend für die gescheiterten Bemühungen und das Werben der Polen um slawische Minderheiten innerhalb der alten Reichsgrenzen zu sein, von denen Gomulka und Zawadski als von den „Bodenständigen" sprechen, die den „brutalen Germanisierungsprozeß" abgewehrt hätten und in denen das tiefe Gefühl der Zugehörigkeit zum polnischen Volk fest verwurzelt sei.

Das deutsche Neustadt, das jetzt wieder den polnischen Namen Wejherowo trägt, ist auch durch diese Umbenennung nicht einmal polnischklingend geworden. Die ersten beiden Silben des polnischen Städtenamens sind zumindest deutsch, da als Begründer der Stadt der deutsche Ritter Jakob von Weiherr genannt wird.

Neustadt hat bis zum heutigen Tage für die Gläubigen der katholischen Kirche einen besonderen Anziehungspunkt. Ein Nachkomme des Jakob von Weiherr hat auf ein Gelübde im schwedisch-polnischen Krieg hin die 33 Kapellen des Kalvarienberges auf den Anhöhen erbauen lassen, die die Stadt umgeben. Da es in Polen nur noch zwei Kalvarienberge in Czestochowa und Kalvaria gibt, ist Neustadt zum nördlichen Mittelpunkt von Prozessionen und Wallfahrten geworden.

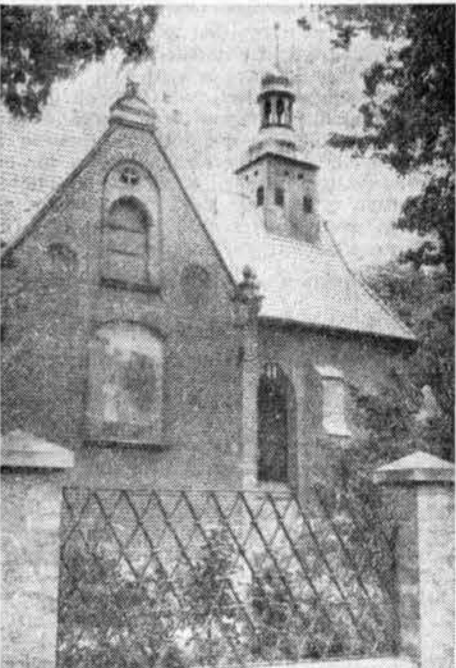
Das 1643 erbaute Kloster, von dem aus deutsche Franziskanermönche ein weiteres Missionsfeld für die Kirche eroberten, ist auch heute wieder mit der Klosterschule Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt. Das ehemalige Schloß des Grafen von Kayserling ist nun zu einem Taubstummenheim für Kinder im Alter von 3—5 Jahren geworden.

Eine besondere wirtschaftliche Bedeutung hat die Stadt nicht mehr. Die einzigen größeren verstaatlichten Unternehmen, die jetzt noch arbeiten, sind drei Ziegeleien, mehrere moderne und leistungsfähige Sägewerke und die Niederlassung der Danziger Aktienbrauerei, die über eine sehr alte Tradition als Klosterbrauerei verfügt.

Die Stadt weist heute so gut wie keine Kriegsschäden mehr auf und ist durch die Bemühungen und Anstrengungen der alteingesessenen Bevölkerung wieder zu einer verhältnismäßig sauberen ostdeutschen Stadt geworden, in der jetzt 14 000 Menschen leben.

Offensichtlich verläßt man auch geordnete landwirtschaftliche Verhältnisse in der Umgebung der Stadt, wenn man von hier aus weiter in Richtung Lauenburg/Pommern fährt. Auf der Strecke bis dorthin führt der Weg an verlassenen und verwüsteten Ortschaften vorbei. So ist denn Neustadt mit seinen Menschen ein schönes Beispiel dafür, wie Deutsche trotz größter Entbehrungen und politischer Wandlungen durch ihren einzigartigen Fleiß und durch ihre Beharrlichkeit ihre Stadt vor dem Untergang bewahren konnten, der so vielen anderen deutschen Städten in diesem Land beschieden war.





Neustadt/Westpr. heute

Bild oben zeigt einen Blick aus den Arkaden auf das Rathaus, das jetzt Sitz der polnischen Stadtverwaltung ist. — Das untere Bild gibt eine Teilansicht der im Jahre 1643 erbauten Klosterkirche wieder. Sie dient auch heute wieder mit der Klosterschule den Franziskanermönchen als Mittelpunkt ihrer geistlichen und weltlichen Arbeit. — Im Gegensatz zu anderen Orten unserer Heimat überrascht den Besucher von Neustadt die Sauberkeit des Städtchens.

Foto: Schneege

Kurzmeldungen aus der Heimat

Neue Rathausuhr in Danzig

Die berühmte Danziger Rathausuhr, die 1945 zerstört wurde, soll am 1. Juli wieder mit einem neuen elektrischen Uhrwerk in Gang gesetzt werden. Das neue Werk, das fast eine Tonne wiegt, wird mit einer Magnetofonanlage verbunden und soll sechsmal täglich polnische Volkslieder erklingen lassen.

Niemand will nach Masuren

Die Landwirtschaftsbank in Allenstein versendet zur Zeit in alle Teile Polens Angebote zum Ankauf landwirtschaftlicher Betriebe, da alle Bemühungen, das Ackerland in Masuren an bereits angesiedelte Landwirte abzugeben, gescheitert sind. Die Bank weist in ihren Angeboten auf die Preisgünstigkeit und darauf hin, daß alle Wirtschaften „gemessen, geschätzt und klassifiziert" seien.

„Schuhmachernotdienst" in Allenstein

Ein „Schuhmachernotdienst" soll in Allenstein, im polnisch verwalteten Ostpreußen, eingerichtet werden, um Passanten, denen die Schuhe plötzlich entzweigehen, helfen zu können. Die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung ergibt sich aus der minderen Qualität der Schuherzeugnisse.

Elbing: Bild totaler Zerstörung

In Elbing bietet die Altstadt immer noch das Bild totaler Zerstörung. Ausgebrannt ragt der Turm der Nikolaikirche gen Himmel. Im Innern findet seit einiger Zeit wieder katholischer Gottesdienst statt.

Schwere Schäden an der Marienburg

Auf mehrere Millionen Mark wird der Schaden geschätzt, den das Hochmeisterschloß des Deutschen Ordens in Marienburg bei einem Brand am 9. September dieses Jahres erlitten hat. Die zu großen Teilen noch aus dem 13. Jahrhundert stammende Marienburg war gegen Ende des letzten Krieges weitgehend zerstört, jedoch nach 1945 von den Polen teilweise wieder aufgebaut worden.

Verlassene Bauernhöfe

Die Anzahl der verlassenen Bauernhöfe im Gebiet von Allenstein nimmt ständig zu. Einzelne, bereits nach dem Kriege verlassene deutsche Höfe sind in einem verwahrlosten Zustand. Nur wenige polnische Neusiedler wollen einen derartigen Hof übernehmen. Mehr Interesse wird schon für die erst in den letzten Jahren von deutschen Bauern aufgegebenen Höfe gezeigt.

Noch 2800 Deutsche in Danzig

In der Stadt Danzig sollen heute noch 2800 Deutsche leben, von denen die meisten auf die Spätaussiedlung warten. Nach Abschluß dieser Maßnahme wollen noch 1140 Deutsche weiter in Danzig bleiben.

Katastrophales Fischsterben

Aus dem unter polnischer Verwaltung befindlichen Deutsch-Eylau meldet die Allensteiner polnische Parteizeitung, daß dort an den Seeufern „. . . zig Tonnen" verendeter und vergifteter Fische herumliegen, ohne daß sich irgendeine Dienststelle dafür zuständig erklärt.

Maßnahmen gegen Ärztemangel

Der Ärztemangel in dem von Polen verwalteten Teil von Ostpreußen soll durch eine Verordnung behoben werden, wonach junge Ärzte eine mehrmonatige Tätigkeit in Ostpreußen nachweisen müssen, bevor sie eine Praxis in Polen eröffnen dürfen.

Bekenntnis des polnischen Ministerpräsidenten

Schwierigkeiten dauern an

Landwirtschaftliche Produktion nicht Schritt gehalten — Export soll gesteigert werden

Der polnische Ministerpräsident Cyrankiewicz eröffnete die Herbstsession des Sejm mit einer etwa anderthalbstündigen Rede, in der er sich vornehmlich mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Volksrepublik Polen beschäftigte und dabei ankündigte, daß die mißlichen Zustände auch im kommenden Jahre andauern werden. Cyrankiewicz betonte vornehmlich das Zurückbleiben der landwirtschaftlichen Produktion, behauptete aber gleichzeitig, es stehe eine „nie dagewesene Dynamik der Entwicklung Polens" bevor.

Im einzelnen führte der polnische Ministerpräsident aus, daß die Krise in der Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch „den Blick für eine Reihe von Mängeln und Fehlern in der Volkswirtschaft geschärft" habe, woraufhin nun Schritte ergriffen worden seien, „die auf die Beseitigung dieser Fehler abzielen". Das Andauern der Schwierigkeiten auch im nächsten Jahre kündigte — laut PAP — Cyrankiewicz in der Weise an, daß er versicherte, es gelte „den ganzen Wirtschaftsorganismus über die in der Landwirtschaft ergriffenen Maßnahmen hinaus gegenüber den Schwierigkeiten der Gegenwart und des nächsten Jahres widerstandsfähiger zu machen." Mit Ausnahme der Landwirtschaft habe sich, so behauptete der polnische Premierminister, die polnische Volkswirtschaft „in einem ziemlich schnellen Tempo entwickelt": Die industrielle Produktion sei gegenüber 1958 um 8,5 v. H. gestiegen, womit das Plan-Soll um 1,3 v. H. überschritten worden sei.

Während in den letzten Wochen von seiten der Parteileitung eine allgemeine Herabminderung der Investitionen angekündigt worden war, gab Cyrankiewicz nunmehr bekannt, daß ein erneuter Kurswechsel eingetreten ist: Nach seinen Ausführungen sollen im Jahre 1960 die „Produktionsinvestitionen" um 7,3 v. H. ansteigen, die nicht für die Produktion bestimmten Investitionen um 4,1 v. H. Wiederum wurde eine verstärkte Mechanisierung der Landwirtschaft in Aussicht gestellt.

Hinsichtlich des Außenhandels beklagte Cyrankiewicz dessen „seit Jahren" zu verzeichnende negative Bilanz, woraufhin er es als notwendig bezeichnete, daß die Exporte nunmehr „maximal" gesteigert werden und zwar unter Beibehaltung des Importniveaus von 1959.

Über die Fehlbilanz der landwirtschaftlichen Produktion führte Cyrankiewicz aus, die Agrarerzeugung habe „nicht mit der Nachfrage Schritt halten können". Die Bauern würden Kohlezuteilungen entsprechend dem Schweinebestand auf ihren Gehöften erhalten. Der Mangel an Fleischwaren sei vornehmlich auf die schlechte Kartoffelernte des vergangenen Jahres zurückzuführen. Der polnische Ministerpräsident gedachte besonders der sowjetischen Hilfslieferungen, erwähnte aber die Hilfslieferungen der Vereinigten Staaten mit keinem Wort.

In seinen Ausführungen zur Außenpolitik bestand Cyrankiewicz auf der Beibehaltung der Oder-Neiße-Linie und beschuldigte die Bundesrepublik, sie betreibe eine „Politik der vollendeten Tatsachen".

Sportplatz als Viehweide

Als Viehweide wird der für 270 000 Zloty erbaute Sportplatz in Passenheim (Ostpreußen) benutzt.

Wichtiges aus der Lastenausgleichsgesetzgebung

Erhöhtes Sterbegeld

Durch die 11. Novelle ist das Sterbegeld der Unterhaltshilfeempfänger von 240,— DM auf 300,— DM heraufgesetzt worden. Eine solche Aufstockung war notwendig, da 240,— DM auch für die bescheidenste Beerdigung nicht mehr ausreichten.

Im Rahmen eines Sammelrundschreibens zur Kriegsschadensrente hat der Präsident des Bundesausgleichsamtes neue Durchführungsvorschriften zu § 277 LAG (Sterbevorsorge) erlassen. Der wichtigste Inhalt der Durchführungsbestimmungen ist folgender.

Der Antrag auf Gewährung von Sterbegeld kann zusammen mit dem Antrag auf Gewährung der Unterhaltshilfe oder zu einem späteren Zeitpunkt, jedoch spätestens bis zum Ablauf eines Jahres nach Rechtskraft des Bescheides über die Zuerkennung von Unterhaltshilfe gestellt werden. Die Jahresfrist läuft von der Rechtskraft des Bescheides über die endgültige Einweisung in die Unterhaltshilfe nicht von der Rechtskraft des Bescheides über die vorläufige Einweisung. Wird durch späteren Bescheid die Art der Unterhaltshilfe dadurch geändert, daß an Stelle der Unterhaltshilfe auf Zeit nunmehr Unterhaltshilfe auf Lebenszeit gewährt wird (was bei den ehemals Selbständigen ab Jahrgang 1890 infolge der 11. Novelle meist eintritt), so wird durch den neuen Bescheid der Lauf der Jahresfrist erneut eröffnet.

Die Sterbegeldbeiträge sind von dem Zeitpunkt ab einzubehalten, von dem ab die Einweisung in die Sterbevorsorge wirksam wird. Im Gnadenmonat ist der Sterbegeldbeitrag für die Vertriebenen nicht einzubehalten; für den überlebenden (bisher zuschlagsberechtigten) Ehegatten erhöht er sich vom Beginn des Gnadenmonats ab von 0,50 DM auf 1,— DM. Nimmt der Berechtigte Sterbevorsorge nicht für sich, sondern lediglich für seinen Ehegatten in Anspruch, so hat er zu den entstehenden Kosten 1,— DM beizutragen. Der zuschlagsberechtigte Ehegatte kann dies auch selbständig beantragen.

Empfangsberechtigt für das Sterbegeld sind in erster Linie natürliche Personen. Es kommen aber auch sonstige Stellen, z. B. Fürsorgeverbände, Anstalten oder Heime, in Betracht, wenn der Unterhaltshilfeempfänger sie als empfangsberechtigt erklärt hat; in diesen Fällen ist das Sterbegeld jedoch nur in Höhe der tatsächlich nachgewiesenen Aufwendungen für das Begräbnis auszuzahlen. Als tatsächliche Aufwendungen können nach Lage des Einzelfalles auch Fahrtkosten von bedürftigen nahen Angehörigen zur Beerdigung, Kosten für erstmalige Herrichtung der Grabstelle sowie deren Pflege für das erste Jahr u. a. angesehen werden. Der nicht verbrauchte Teil des Sterbegeldes ist vom Ausgleichsamt den Erben des verstorbenen Unterhaltsempfänger auszuzahlen. Sind Erben nicht vorhanden, so verbleibt der Restbetrag dem Ausgleichsfonds.

Bei Unterhaltshilfeempfängern auf Lebenszeit bleibt die Sterbevorsorge auch dann aufrechterhalten, wenn das Ruhen der Unterhaltshilfe angeordnet oder dies eingestellt wird; dies gilt auch dann, wenn um des Empfanges von Hauptentschädigung willen auf die Unterhaltshilfe verzichtet wird. Die während des Ruhens oder nach der Einstellung der Unterhaltshilfe fälligen Beiträge sind vom Sterbegeld einzubehalten. Die Aufrechterhaltung der Sterbevorsorge und die Einbehaltung der fälligen Beiträge gilt entsprechend für Unterhaltshilfeempfänger auf Zeit sowie für alleinstehende Frauen mit drei zu ihrem Haushalt gehörenden Kindern sofern die Unterhaltshilfe endet, es sei denn, es wird bei Ausscheiden aus der Unterhaltshilfe die Rückerstattung der gezahlten Beiträge beantragt. Geht ein Unterhaltshilfeempfänger, dem bisher Sterbevorsorge gewährt wurde, mit Wirkung für die Zukunft auf Entschädigungsrente über, so bleibt die Altersvorsorge aufrechterhalten; auch in diesem Falle wird später das Sterbegeld um die nunmehr fälligen Beiträge gekürzt. Eine Weitergewährung von Sterbevorsorge kommt jedoch nicht in Betracht, wenn es sich um einen Fall rückwirkender Einweisung in die Entschädigungsrente allein an Stelle der Unterhaltshilfe handelt.

Unterhaltshilfeempfängern auf Zeit können auf Antrag die geleisteten Sterbegeldbeiträge zurückgewährt werden, sofern sie für dauernd aus der Unterhaltshilfe ausscheiden; gleiches gilt für alleinstehende Frauen mit mindestens drei Kindern. In diesen Fällen erlischt der Anspruch auf Sterbevorsorge mit dem Zeitpunkt des Ausscheidens aus der Unterhaltshilfe. Bei Tod des Berechtigten oder des zuschlagsberechtigten Ehegatten vor dem Ausscheiden aus der Unterhaltshilfe kommt eine Rückgewährung von Sterbegeldbeiträgen nur in Betracht, soweit sie für den Überlebenden geleistet sind.

Kartei für Testamente

Zur Benachrichtigung in Nachlaßsachen sind die Standesämter in der Bundesrepublik und Westberlin gehalten, Sterbefälle von Personen, die entweder im Ausland oder in einem Gebiet geboren sind, das zur Zeit nicht unter deutscher Verwaltung steht (das sind die deutschen Ostgebiete jenseits von Oder und Neiße), der Kartei für Testamente beim Amtsgericht Schöneberg in Berlin, Grunewaldstraße 66/67, anzuzeigen. Diese Sterbefallanzeigen, die hauptsächlich Erblasser aus den Kreisen der Heimatvertriebenen, Umsiedler und Heimkehrer erfassen, haben Vor- und Zuname des Verstorbenen, ferner Geburtstag und -ort, letzten Wohnort und Registernummer der Sterbeurkunde zu enthalten.

Die Benachrichtigung ist den Standesbeamten zwingend vorgeschrieben. Sie dient der Sicherung etwaiger Ansprüche. Befindet sich der Verstorbene in der Testament-Kartei, so erhält der Richter oder Notar bzw. das Amtsgericht, bei dem ein Testament oder Erbvertrag hinterlassen wurde, eine Benachrichtigung. Die Kartei ist in allen Fällen durch eine Verwahrungsanzeige von der letztwilligen Verfügung unterrichtet.

Hilfe für 1,5 Millionen Jugendliche

Durch den Bau von 1500 Jugendwohnheimen, die Einrichtung von rund 4600 Gemeinnützigen Lehrwerkstätten und Grundausbildungslehrgängen und zeitweilig bis zu 1200 Jugendgemeinschaftswerken für jugendliche Zuwanderer haben annähernd 1,5 Millionen alleinstehende junge Menschen — vor allem Heimatvertriebene, Flüchtlinge aus der Sowjetzone und aus Ungarn sowie Spätaussiedler — existenzsichernde Arbeit und Ausbildung gefunden. Der Bundesjugendplan, der dies als Initialzündung bewirkt hat, konnte den Jugendlichen überdies sozialpädagogische Führung in allen wichtigen Lebensfragen vermitteln. Nach diesen dringenden Maßnahmen, die der Steuerung der sozialen Jugendnot galten, müssen — nach Ansicht des Bundesministeriums für Familien- und Jugendfragen — die Eingliederungshilfen und Berufsausbildungshilfen fortgesetzt werden.

Personenstandsbeurkundungen

Nordrhein-Westfalen gibt ein Beispiel

Mit dreieinhalb Millionen Heimatvertriebenen ist das Land Nordrhein-Westfalen das mit Vertriebenen und Zugewanderten am stärksten belegte Land der Bundesrepublik. Etwa nur jeder zehnte von ihnen ist noch im Besitz einiger Personenstandsurkunden, die seinerzeit von den Standesämtern der deutschen Ostprovinzen ausgestellt wurden. Neunzig Prozent der Heimatvertriebenen in Nordrhein-Westfalen haben keine Urkunden mehr, weil diese im Kriege, auf der Flucht oder infolge der Vertreibung aus der Heimat verlorengegangen sind.

Um diesen Personenkreis zu neuen beweiskräftigen Urkunden zu verhelfen, wurde durch den nordrhein-westfälischen Innenminister ein Erlaß über „vereinfachte Personenstandsbeurkundung" in Ergänzung zur Dienstanweisung für Standesbeamte herausgegeben. Danach ist vorgesehen, Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle urkundlich in dem neuen Familienbuch, das in erster Linie für die Heimatvertriebenen in der Bundesrepublik eingeführt wurde, zu erfassen. Wenn das Familienbuch angelegt ist, können zu jeder Zeit und in beliebiger Anzahl die in diesem Buch beurkundeten Personenstandsfälle durch vollbeweiskräftige Urkunden auf Grund des Personenstandsgesetzes bescheinigt werden. Mit dieser Anordnung wird der bisher zeitraubende und umständliche Weg der nachträglichen Beurkundung von Heiraten, Geburten und Todesfällen von Heimatvertriebenen, Umsiedlern und Heimkehrern nach § 41 Personenstandsgesetz ausgeschaltet. Außerdem soll dadurch eine etwa doppelte Personenstandsentschädigung für die Deutschen in den unter vorläufiger polnischer oder sowjetischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten vermieden werden.

Die Standesämter sind gehalten, Anträge auf Ausstellung von Familienbüchern zur Beurkundung der Personenstandsfälle von den Antragstellern entgegenzunehmen. Noch vorhandene Kirchenbuchauszüge, Gerichtsurteile, Adoptivverträge, Stammbücher, Ahnenpässe" usw. sind bei der Antragstellung vorzulegen. Sind diese oder ähnliche Unterlagen nicht mehr vorhanden, was für die meisten Fälle zutrifft, kann der Antragsteller eidesstattliche Erklärungen abgeben. Eidesstattliche Versicherungen in diesem Rahmen kann jetzt jeder Standesbeamte entgegennehmen. Eine Verweisung der Antragsteller an die Amtsgerichte soll nach Möglichkeit nicht mehr erfolgen.

Versorgung für Danziger Landespolizei

Das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung hat durch einen Erlaß bestimmt, daß der Dienst in der ehemaligen Danziger Landespolizei als Militärdienst im Sinne des Bundesversorgungsgesetzes anerkannt werden kann. Ehemalige Angehörige der Landespolizei des früheren Freistaates Danzig, die eine Dienstbeschädigung erlitten haben, sowie Hinterbliebene von Danziger Landespolizisten, die an einer Dienstbeschädigung verstorben sind, können somit Ansprüche nach dem Bundesversorgungsgesetz geltend machen.

Fast 740 000 Zuerkennungsbescheide

Die Arbeit der Lastenausgleichsverwaltung hat sich im Bereich der Hauptentschädigung während der letzten Zeit erheblich vorwärtsentwickelt. So stieg die Zahl der Zuerkennungsbescheide auf 739 433, womit die Summe der zuerkannten Endgrundbeträge nunmehr 3,38 Milliarden DM erreicht hat. Die Auszahlung wegen des hohen Lebensalters steht bei der Erfüllung der Ansprüche auf Hauptentschädigung nach wie vor im Vordergrund. Im verflossenen dritten Quartal dieses Jahres hat sich die Freigabe aller Beträge bis zu 50 000 DM an Personen, die mindestens 80 Jahre alt sind, bereits ausgewirkt. so stieg die Auszahlung von Hauptentschädigungen von 34 Millionen DM im Juli und 33 Millionen DM im August auf 45 Millionen DM im September. Damit wurden im dritten Quartal 1959 zusammen 112 Millionen DM ausbezahlt, während es im zweiten Quartal nur 99 Millionen DM waren. Der Monat September ist bisher der höchste Auszahlungsmonat des Rechnungsjahres 1959.

Bis zum Juli 1959 wurden in 206 775 Erfüllungsfällen rund 543 Millionen DM bewilligt, davon wegen hohen Lebensalters in 149 397 Erfüllungsfällen rund 487 Millionen DM. Auch die Umwandlung der Aufbaudarlehen in Hauptentschädigung entwickelt sich stetig; so ist die Zahl der Umwandlungsfälle auf 70 644 gestiegen, womit die Umwandlungssumme 362 Millionen DM erreicht hat. Durch Anrechnung geleisteter Kriegsschadenrente in 45 847 Fällen wurde seit Inkrafttreten des achten Änderungsgesetzes zum LAG der Anspruch auf Hauptentschädigung bis zum 31. August 1959 mit 57 Millionen DM erfüllt.

Was bedeutet „eingegliedert"?

Die Eingliederung eines Vertriebenen in das wirtschaftliche und soziale Leben der Bundesrepublik ist erreicht, wenn der Betroffene eine wirtschaftliche und soziale Position wiedererlangt hat, die nach den Berufs-, Einkommens- und Wohnverhältnissen unter Berücksichtigung etwaiger Geschäftsbeziehungen, Kreditmöglichkeiten, Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten jeweils im Vergleich von früheren und jetzigen Verhältnissen in etwa den früheren Lebensumständen zu Beginn der Vertreibung oder Flucht entspricht. Der Betroffene ist nicht erst dann in zumutbarem Maß eingegliedert, wenn er seinen früheren Lebensstandart wieder voll erreicht hat. So entschied das Landesverwaltungsgericht Hamburg (Aktenzeichen: VII b VB 1 195/57).

176 Millionen DM Eingliederungsdarlehen

Im dritten Quartal des Kalenderjahres 1959 wurden insgesamt 176 Millionen DM für Eingliederungsdarlehen ausgeschüttet. Der Wohnungsbau steht dabei mit 138 Millionen DM — und zwar 47 Millionen DM im Juli, 46 Millionen DM im August und 45 Millionen DM im September — an der Spitze. An zweiter Stelle rangieren die Eingliederungsdarlehen für die Landwirtschaft mit 21 Millionen DM, von denen 8 Millionen DM im Juli, 7 Millionen im August und 6 Millionen DM im September ausgeschüttet wurden. Die gewerbliche Wirtschaft erhielt in dem genannten Quartal insgesamt 17 Millionen DM Eingliederungsdarlehen aus dem Lastenausgleich, nämlich 5 Millionen DM im Juli sowie je 6 Millionen DM im August und September.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Hoffentlich seid Ihr gut über die Feiertage gekommen! Jedenfalls wünsche ich Euch allen ein recht, recht glückliches neues Jahr! Und was mich betrifft, so werde ich versuchen, Euch auch in diesem Jahr wieder mit einigen Lesetips an die Hand zu gehen.

An den Anfang stelle ich diesmal ein Buch, das Euch und alle anderen Kinder aus ostdeutschen Familien in ganz besonderer Weise angeht. Da hat nämlich der Verlag Carl Ueberreuter unlängst seinen verschiedenen Sagenbüchern einen vorbildlich ausgestatteten Band folgen lassen, der eine Auswahl der schönsten Volkssagen aus der verlorenen Heimat enthält. Gleich die ersten neunzig Seiten sind Ostpreußen, Westpreußen und Danzig gewidmet; dann folgen Sagen und Legenden aus Pommern und Schlesien, aus dem Sudetenland, von den Donauschwaben und aus dem Baltikum. Wenn man in dem Buch blättert, dann ist es einem, als betrete man eine Schatzkammer — oder man blicke in einen jener Zauberspiegel, mit deren Hilfe man in ferne Welten und Zeiten zu schauen vermag; und was einem aus dem Spiegel entgegenschimmert, ist das Bild der unvergessenen alten Heimat.

Gerhard Aick: SAGEN DER VERLORENEN HEIMAT. Zeichnungen von Willy Widmann. Verlag Carl Ueberreuter, Wien-Heidelberg. 320 S., Ganzleinen DM 9,80.

Seid Ihr schon mal auf einer Geisterbahn gefahren? Die tollste Geisterbahn ist nichts im Vergleich zu dem nächsten Buch — einem Buch, daß ich jedem von Euch dringend empfehlen kann, der für spannende und gruselige Geschichten etwas übrig hat. Es eignet sich ebenso zum Schmökern im stillen Kämmerlein (möglichst bei Kerzenlicht) wie zum Vorlesen in der Jugendgruppe (möglichst auf Zeltfahrt, zu mitternächtlicher Stunde am Lagerfeuer) und enthält über vierzig der schönsten, merkwürdigsten und schauerlichsten Gespenstergeschichten aus aller Herren Länder. Ein haarsträubendes Buch! Ein Buch, bei dem einem schon die Gänsehaut kommt, wenn man es nur von außen betrachtet! Ein Gruselbuch, an dem alles dran ist!

MERKWÜRDIGE GESPENSTERGESCHICHTEN. Herausgegeben von Heinrich Jeanjour. Buchausstattung Günter Back. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 224 S., Halbleinen DM 6,80.

Auch für die Freunde von Tierbüchern habe ich gleich zu Beginn des neuen Jahres einen guten Tip! M. A. Baudouy, ein bekannter französischer Jugendschriftsteller, erzählt in seinem neuen, in Frankreich preisgekrönten Buch „Der Herr der Felsenhöhle" die abenteuerliche Geschichte eines jungen Fuchses und seiner Freunde, der vier Ferienkinder aus der Waldmühle. Wie Dickkopf, der Fuchs, seine ersten Erfahrungen im Umgang mit Menschen macht; wie der „Kapitän", ein alter, mit allen Wassern gewaschener Jäger, ihm nach dem Pelz trachtet; wie die Kinder ihrem Freund gegen die Nachstellungen des Jägers helfen, und wie sie dabei gleichsam zum Dank tief in die wunderbare Welt des Waldes mit seinen Pflanzen und Tieren eindringen dürfen — das erfahrt Ihr in dem hervorragend illustrierten Buch:

M. A. Baudoy: DER HERR DER FELSENHÖHLE. Mit zahlreichen Illustrationen von Julius Himpel. Verlag Herder Freiburg. 200 S., Halbleinen DM 7,80.

Kennt Ihr eigentlich schon die Familie Steiner? Das Buch, in dem zum erstenmal von dieser fröhlichen sechsköpfigen Familie die Rede war, trug den vielversprechenden Titel „Bei uns ist immer was los". Nun ist kürzlich ein weiterer Band über Steiners erschienen, genau so lustig und aufregend wie der erste. Wenn Ihr wissen möchtet, wie es Vater Steiner und seinen vier Kindern ergangen ist, nachdem sie das eigene Haus auf dem Lande bezogen hatten, während die Mutter noch eine Zeitlang in der Stadt zurückbleiben mußte, um Geld zu verdienen — dann lest:

Hans Schranz: BEI UNS IST WIEDER WAS LOS. Illustrationen von Gerhard Pallasch. D. Gundert Verlag, Hannover. 165 S., Halbleinen DM 6,80.

Und nun zwei Bücher für alle, die gern einmal von Herzen lachen! Beide Bände hat die Schwedin Edith Unnerstad verfaßt, und in beiden geht es um die liebenswürdige und fidele Familie Larsson, bestehend aus einem Papa, seines Zeichens Geschäftsreisender und Erfinder, einer großartigen Mama und sieben Kindern. Wie diese ganze vergnügte Gesellschaft in zwei Pferdewagen quer durch Schweden reist, wie sie unterwegs die von Vater Larsson erfundenen Pfeif-Töpfe verkaufen (denn man muß ja natürlich von etwas leben), und was für Abenteuer und Überraschungen ihnen dabei auf Schritt und Tritt begegnen, das wird mit viel Humor in dem ersten der beiden Larsson-Bücher erzählt:

Edith Unnerstad: DIE FIDELE PFEIFTOPFREISE. Zeichnungen von Karl Eckle. D. Gundert Verlag, Hannover. 170 S., Halbleinen DM 6,80.

Eines schönen Tages kauft Vater Larsson ein altes Segelboot mit Hilfsmotor. Es führt den klangvollen Namen „Rudolfina" und trägt die fünf größeren Larsson-Kinder mit der sechzehnjährigen Dessi als Kapitän vier Wochen lang an der schwedischen Küste entlang, von einer der zahllosen kleinen Inseln zur anderen. Eine herrliche Zeit ist das für die fünf Geschwister — und eine herrliche Geschichte für alle Buben und Mädchen, etwa von zwölf Jahren an. Merkt Euch auf jeden Fall den Titel:

Edith Unnerstad: PFEIF-LARSSONS SEGELFAHRT. Zeichnungen von Karl Eckle. D. Gundert Verlag, Hannover. 180 S., Halbleinen DM 6,80.

Der amerikanische Soldat Larry hat 1945 in Thüringen einem halbverhungerten deutschen Waisenkind das Leben gerettet. Später, das verspricht er ihm und seiner Pflegemutter, will er den kleinen Christoph zu sich nehmen, in die Vereinigten Staaten. Wie Christoph acht Jahre danach aus Thüringen fliehen muß, wie er nach mancherlei Schwierigkeiten tatsächlich nach Amerika fahren darf, was er in New York, in Chikago und in Kalifornien erlebt und durchstehen muß, bis er endlich auf der Ranch von Larrys Tante ein neues Zuhause findet und als drittes Adoptivkind in Larrys Familie aufgenommen wird — diese ergreifende und bewegte Geschichte, eine Geschichte aus unseren Tagen, erzählt Frau Benary-Isbert in ihrem neuen Jugendroman, auf den ich die Älteren unter Euch hinweisen möchte:

M. Benary-Isbert: ICH KOMME LARY. D. Gundert Verlag, Hannover. 310 S., Ganzleinen DM 8,80.

So, und nun Schluß für heute, meine lieben Leseratten! Ich wünsche Euch alles Gute und bin, wie immer, mit herzlichem Gruß

Euer Otfried Preußler

Weichselfahrt

(Fortsetzung von Seite 3)

Schwetz braute einmal ein Bier, das berühmt war und weithin versandt wurde. Darin ist es jetzt von der Schwesterstadt jenseits des Stromes, von Kulm überholt worden. Die Höcherl-Brauerei dort gilt für die größte der Provinz, und soviel ich weiß, wird das Höcherl-Bräu auch in Berlin verzapft und des bayrisch klingenden Namens wegen von vielen für „Echtes" getrunken.

Von Schwetz ging es auf die Weichsel zurück und dann stromabwärts zunächst an Sartowitz vorbei, das am linken Ufer liegt. Die große Besitzung Sartowitz ist Eigentum der Gräfin Schwanenfeld. In dem Walde, der dazu gehört, kommt Schwarzwild vor und ist Damwild ausgesetzt.

Viel Rühmens wird in schön älteren Schilderungen von den Sartowitzer Gartenanlagen gemacht. Da sind, heißt es, die seltensten Gewächse der Erde zu finden: der Pisang, die Jakobslilie, der Drachenblutbaum, die reizenden Alpenrosen, die prachtvollen Calceolarien und das wunderbare Clerodendron. Das Staunenswerteste aber sind die Ananaskulturen. 5 bis 600 Stück Ananasfrüchte liefern sie jährlich, und die einzelne Ananas wiegt bis zu 3½ Pfund. Nun, wie ich hörte, werden noch jetzt auf Sartowitz diese schönen Früchte gezogen, die in den Gewächshäusern unseres deutschen Nordens ein viel köstlicheres Aroma annehmen als in ihrer tropischen Heimat.

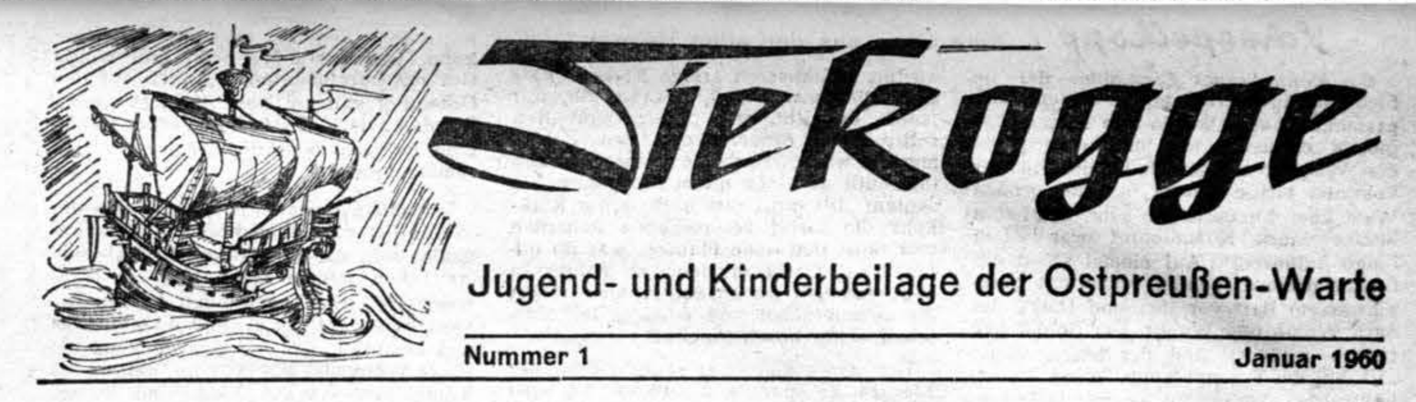
Zur rechten Hand hat man auf der Weiterfahrt ein bis Graudenz hohes Ufer, das durch viele tiefe Querschluchten eingeschnitten ist. Diese Schluchten heißen Parowen. Von Graudenz selbst sieht man vom Wasser aus nicht viel mehr als eine Reihe dicht neben einander stehender vielstöckiger Speicher, die um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut sind und in alter Zeit zugleich als Befestigung dienten. Aus ihren oberen Stockwerken tritt man auf die Straßen der Stadt. Da diese Speicher einen starken Druck auszuhalten haben, sind sie auf der Außenseite mit gewaltigen gemauerten Widerlagen versehen.

Graudenz ist auch ein alter Ordenssitz, von dem Ordensschlosse aber, das einstmals dort stand, ist nichts erhalten geblieben außer einem Stück Mauer und dem Stumpf eines Turmes. In neuerer Zeit ist Graudenz berühmt geworden durch Courbière, den tapferen Verteidiger der Festung, den „König von Graudenz", wie er sich nannte, als die Franzosen ihn zur Übergabe aufforderten und ihm sagen ließen, es gäbe keinen König von Preußen mehr. Und dann ist für immer mit dem Ort verknüpft eine Erinnerung an Fritz Reuter, der als Gefangener auf der Festung gesessen hat. Auf einer Ansichtspostkarte von Graudenz ist die Zelle, in der er saß, abgebildet. Die Festung liegt isoliert auf der Höhe im Norden der Stadt.

Wir konnten uns nicht mit der Besichtigung von Graudenz aufhalten, landeten aber doch an und stiegen unweit der Stadt an dem prachtvoll bewaldeten Ufer empor. Oben erfreuten wir uns an dem weiten Blick über den Strom und seine Ufer.

Dann fuhren wir weiter die Weichsel abwärts zu Neuenburg zu. Immer gab es Anziehendes zu sehen. Dazu gehörte auch die Vogelwelt. Zahlreiche Möven flatterten über dem Wasser hin, Nahrung suchend und von Zeit zu Zeit niedertauchend, außer den gewöhnlichen großen Möven auch kleine, die in der Weichselgegend Sumpfmöven heißen, sonst aber Seeschwalben genannt werden. Diese letzteren setzen sich mit Vorliebe auf im Wasser stehende Pfähle und nehmen sich dann besonders hübsch aus. Auch Fischreiher wurden mehrfach beobachtet.

Fortsetzung folgt



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 1 Januar 1960

Östlicher Winter

Die Jahreszeiten in meiner östlichen Heimat waren nichts Halbes und Laues. Es gab keinen Winter, der mehr ein verlängerter verregneter Herbst als ein rechter Winter war. Frühling, Sommer, Herbst und Winter waren wirklich so, wie sie in den Büchern unserer Kindheit geschildert wurden. Der Winter war lang, brachte viel Eis und Schnee. Er bedeutete uns aber auch die Seligkeit der warmen Stuben mit den großen Kachelöfen.

Wir waren aber etwa nicht Stubenhokker. O nein, wir sind zu Fuß über das Eis des Frischen Haffs gewandert, früh am Morgen von dem Fischerstädtchen Tolkemit aus. Es war noch dunkel. Die Sterne standen am Himmel, und neben dem Kompaß zeigte uns nur das Leuchtfeuer vom Kahlberg drüben auf der Frischen Nehrung die einzuschlagende Richtung an. Langsam wurde es dann hell. Die Fichten wurden sichtbar, mit denen der Weg vom Festland zur Nehrung markiert wurde, sobald das Haffeis Mensch und Fahrzeug trug. Wenn wir in Kahlberg die Mole hochkletterten, ging im Osten die Sonne auf und vergoldete die Schneefelder auf den Hängen der gegenüberliegenden Haffküste.

Ja, vom Winter am Haff gibt es noch viel zu erzählen: von den Segelschlitten, die über die weite Fläche sausten, von den Fischern, die der harten Arbeit der Eisfischerei nachgingen, und vom Schlittschuhlaufen. Wo gab es solche Eisflächen und solche Möglichkeiten! Der „Schoeper" — oder Schifferschlittschuh war das Richtige für die weiten Touren. Er bestand aus einem Stück Holz mit eingelassener verhältnismäßig breiter Stahlschiene und gab dem Fuß, an dem er mit Riemen befestigt wurde, einen festen Halt Ferner brauchte man eine Eispike, nicht nur, um sich damit abzustoßen, sondern auch als „Rettungshaken" für alle Fälle. Es kam schon mal vor, daß das Eis nicht hielt oder ein Spalt durch den Schnee verdeckt nicht sichtbar war. Unheimlich klang es, wenn unter der Eisfläche ein donnerndes Grollen ertönte, sich weiter fortpflanzte, und wenn man hörte, wie das Eis irgendwo in der Ferne krachte und riß.

Wie herrlich war dann die Heimkehr in die warme Stube. Aus der Ofenröhre dufteten die Bratäpfel. Als wir noch klein waren, saß die Mutter mit uns am Ofen und hielt Dämmerstunde. Der Tag ging langsam schlafen. Nur das Licht einer Gaslaterne draußen vor unserem Hause fiel in das Zimmer. Hingebungsvoll lauschten wir Mutters Märchen. Dann und wann trennten wir uns wohl auch für kurze Zeit vom Ofen, um ein Loch in die befrorene Fensterscheibe zu hauchen und Ausschau zu halten . . .



Mit einem schwungvollen Sprung ins neue Jahr

Als wir schon große Jungen waren und in dieser Zeit im Landheim oder im Winterlager waren, da legten wir auch Äpfel — ordentlich feste mittelgroße Äpfel — in die Ofen- oder Backröhre oder auf die Herdplatte und wendeten sie bis sie durchgebraten von allen Seiten glänzend braun waren und zu bruzeln anfingen. Der Duft zog durch den Raum und wir träumten vom Schlittschuhlaufen und Skifahren, von gewesenen und kommenden Großfahrten im nächsten Sommer. Dabei vergaßen wir nicht, uns die heißen Bratäpfel schmecken zu lassen. Zur Nachahmung empfohlen!

Bernhard Heister

Scheepelkopp / Eine Sage aus der alten Heimat

Ein Königsberger Grenadier, der im Siebenjährigen Krieg tapfer seinen Mann gestanden hatte, wurde von seinem Regiment entlassen und machte sich auf den Weg zu seinem Heimatdorf in der Rominter Heide. Als er in einen großen Wald kam, hungerte ihn sehr, denn sein letztes Stück Kommißbrot war schon lange aufgezehrt. Auf einmal stand ein finster dreinschauender Mann mit pechschwarzem Bart vor ihm und fragte ihn nach Wohin und Woher. Der Soldat gab redlich Antwort, und der Mann sagte: „Ich bin der Scheepelkopp. Wenn du Arbeit suchst, kannst du bei mir Holz fahren." Der Grenadier war es zufrieden und wollte sofort mit der Arbeit anfangen.

Der Mann führte ihn zu einem einsamen Waldbauernhof, gab ihm zu essen und zu trinken, und dann ging's an die Arbeit. Der Grenadier schlug tüchtig zu und fällte manchen Baum. Er ärgerte sich nur über die Pferde, die sich bloß widerwillig ins Geschirr legten, als sie die gefällten Bäume aus dem Wald ziehen sollten. „Schlag ihnen nur tüchtig aufs Fell!" rief der Scheepelkopp, und seine Augen blitzten tückisch, so als hätte er seine Pferde am liebsten totgeschlagen.

Als eine Woche vergangen war, sagte Scheepelkopp: „Ich muß verreisen und komme erst in zwölf Tagen zurück. Hier hast du zwölf Peitschen. Versprich mir, daß du jeden Tag eine davon auf den Pferden zerprügelst! Wehe dir, wenn bei meiner Rückkehr auch nur eine Peitsche noch heil ist!!"

„Zu Befehl!" sagte der Grenadier und fuhr in den Wald. Sogleich begann er mit der ersten der zwölf Peitschen mächtig auf die Pferde dreinzuschlagen. Da tat plötzlich das eine der Pferde das Maul auf und sprach: „Halt ein, Kamerad! Du tust meinem Nachbarn so schrecklich weh!"

„Na, gut", antwortete der Grenadier, „so will ich nur dich allein prügeln" und schlug drauflos. Da sagte das andere Pferd: „Ach, schone ihn, und schlage lieber mich!"

Darüber verwunderte sich der Grenadier gar sehr und fragte: „Könnt ihr denn beide sprechen? Euch will ich doch ins Maul sehen!" Er sprang ab und stellte sich vor die beiden Pferde hin, konnte aber nichts bemerken, als daß sie ihn traurig anschauten. Und das erste Pferd sagte: „Warum gehorchst du dem bösen Scheelenkopp? Zerschlag doch deine Peitschen lieber am Scheunentor anstatt auf unseren armen Rücken." Der Grenadier war bereit, das zu tun, nur wußte er nicht, wie er sich verhalten sollte, falls Scheelenkopp den Betrug merken würde. Doch die Pferde konnten ihm auch da einen guten Rat geben. Sie sagten: „Du gibst ihm nach seiner Rückkehr die zwölf zerbrochenen Peitschen und sagst ihm ohne Flausen, was du getan hast! Gerät er dann so richtig in Wut und will dir an den Kragen, ziehst du deinen Säbel und schlägst ihn zwischen seine bösen Augen!"

Der Grenadier war ein gutherziger Mensch. Er spannte die Pferde aus und sagte: „Lauft und freßt euch satt!" Und dann begab er sich sogleich zum Scheunentor. Dort hatte er genug zu tun, um die zwölf Peitschen klein zu kriegen. Eben hatte er den letzten Schlag getan, da waren die zwölf Tage auch schon um und Scheelenkopp trat auf den Hof. „He, warum arbeitest du nicht?" schrie er. „Wo sind die Pferde?"

„Die grasen auf der Wiese", sagte der Grenadier, „und hier hast du deine zwölf Peitschenstiele!" Damit übergab er ihm die zerschlagenen Peitschen und setzte hinzu: „Ein neues Scheunentor brauchst du auch!" Sogleich erkannte Scheelenkopp, was geschehen war, und wollte sich mit zornfunkelnden Augen auf den Grenadier stürzen. Doch der war schneller als er und versetzte ihm einen Säbelhieb zwischen die Augen, daß er tot zusammenbrach.

Im selben Augenblick ertönte von der Weide her ein Jubelschrei, und der Grenadier sah, daß die Pferde sich in einen stattlichen jungen Mann und ein holdseliges Mädchen verwandelt hatten. Die zwei liefen auf ihn zu und dankten ihm und erzählten, daß der Scheelenkopp ein böser Waldgeist gewesen sei, der sie als Kinder in den Wald gelockt und verzaubert habe. Da freute sich der Grenadier ihrer Rettung und zog mit ihnen nach Hause, und bald darauf heiratete er das Mädchen und ist ein glücklicher Mann geworden.

Dies ist eine der vielen Sagen aus dem Band „Schöne deutsche Sagen" (Franz Schneider Verlag, München), den wir unseren Leseratten in der letzten Ausgabe der „Kogge" vorgestellt haben. Er enthält Sagen aus allen deutschen Gauen, und auch die deutschen Ostgebiete sind mit einem ganzen Kapitel darin vertreten.

Wußtest du schon . . .

daß in Ostpreußen im Gebiet von Gumbinnen vor 225 Jahren 15 000 Salzburger Emigranten, die bei dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. um Aufnahme gebeten hatten, angesiedelt wurden?

. . . daß Posen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Mittelpunkt für den ostdeutschen Wollhandel und außerdem Mittelpunkt des osteuropäischen Holzhandels gewesen ist.

. . . daß es in Danzig Ende des 16. Jahrhunderts, also am Ausgang des Mittelalters, bereits 10 Buchhandlungen gab? Für die damaligen Verhältnisse war dies eine außerordentliche große Zahl.

Eulenspiegel im Preußenlande

Junker Hans aus Schrimm, genannt Eulenspiegel der Zweite, hatte sich durch eine wunderbare Schiffsreise großes Ansehen in Königsberg erworben; darum faßte er den Mut, um die Hand der Tochter Meister Gregors zu bitten. Doch die schöne Jungfrau liebte einen anderen, und so wurde unser Junker Hans abgewiesen.

Als in Meister Gregors Haus die Hochzeitsvorbereitungen begannen, überfiel eine große Traurigkeit den sonst so lustigen Schalk. Er beschloß, sein Bündel zu schnüren, und um es nicht unter dem Arm tragen zu müssen, erstand er ein kleines Wägelchen. Darauf verstaute er seine Habseligkeiten und verließ zeitig am Morgen den Kneiphof. Das Stadttor lag noch nicht weit hinter ihm, da brach auf holprigem Weg die Deichsel entzwei. Er machte sich gleich daran, sie wieder zu flicken, doch fehlte es ihm an geeignetem Werkzeug, deshalb wollte die Arbeit nicht gelingen.

Die guten Geister hatten es schon immer freundlich gemeint mit Hans aus Schrimm. Als er nämlich wieder einmal die Deichsel notdürftig instandsetzen wollte, hörte er ein ganz feines Stimmchen hinter sich rufen: „Halt fest, halt fest." Und im Nu saß das abgebrochene Deichselstück so fest, als ob es nie einen Schaden an dem Wagen gegeben hätte. Eulenspiegel der Zweite wußte, daß ihm da ein guter Wind ein sehr brauchbares Zaubersprüchlein zugeweht hatte. Sogleich fielen ihm allerlei Possen und Streiche ein, und zu allererst gelüstete es ihn, Meister Gregors Tochter die Hochzeit zu versalzen. Er wendete also sein Wägelchen herum und kehrte nach der Stadt zurück.

Der Hochzeitstag nahte, und Meister Gregor hatte nicht gespart, ihn würdig zu begehen. Es war sein Wunsch, daß man noch nach Jahren von dieser Hochzeit sprechen sollte. Dieser Wunsch ging in Erfüllung, dafür sorgte Eulenspiegel der Zweite, freilich in anderer Weise, als Meister Gregor sich das gedacht hatte.

Das Paar wurde im Dom getraut und in feierlichem Zug gefolgt von zahlreichen Festgästen, begab es sich dann zum Hochzeitsmahl in das schöne Bürgerhaus des Meisters Gregor. Man schmauste und zechte bis in den späten Abend. Der Brauch gebot, daß sich das junge Paar vor Mitternacht zu erheben und der junge Ehemann sein Weib unter Umarmung und Kuß zu bitten hatte, ihm in seine Wohnung zu folgen. So geschah es auch jetzt. Da schlich sich Eulenspiegel schnell zu dem Paar und murmelte sein Zaubersprüchlein: „Halt fest, halt fest." Zu aller Entsetzen vermochten sich die jungen Eheleute nicht mehr aus ihrer Umarmung zu lösen. Junker Hans beteuerte scheinheilig, daß da nur Zauberei im Spiel sein könne, und er machte sich erbötig, einen Pfarrer zu holen, damit er den Teufel vertreibe, der die Ärmsten gefesselt halte. Der gute Pfarrer folgte sofort dem Ruf. Als er aber auf dem Weg zu Meister Gregor über eine Pfütze hinweg mußte und deshalb seine Soutane aufhob, gab Hans abermals seinen „Haltfest"-Zauberspruch von sich, und der arme Hochwürden erschien, mit der Hand am aufgekrempelten Rocksaum, im Festsaal.

Den Hochzeitsgästen ging nun ein Licht darüber auf, daß der zugereiste Geselle aus Schrimm seinen üblen Schabernack treibe, und es wandelte sie eine gehörige Lust an, den Burschen ordentlich zu verbläuen. Sie bewaffneten sich mit allem, was ihnen gerade in die Hände kam: Humpen so schwer wie Streitäxte und Bratpfannen groß wie Schilder, damit gingen sie auf Eulenspiegel los. „Halt fest, halt fest", rief dieser in höchster Not und sogleich lähmte die magische Kraft des Spruchs die allgemeine Bewegung. Wie einer stand, und was er tat, so erstarrte er zu einer regungslosen Säule, Geschwungene Humpen hingen in der Luft, erhobene Beine setzten zu einem Traumlauf an, der nicht vom Fleck kam, Arme, die zu Maulschellen ausholten, blieben im Schwunge stecken. Es gab ein Bild zum Totlachen, und nachdem sich Eulenspiegel genug daran geweidet hatte, entschwand er ohne zu grüßen durchs Fenster. Das Gesinde aber, dem die plötzliche Stille im Festsaal auffiel, kam aus der Küche und entdeckte die Bescherung. Doch es dauerte lange, bis man eine alte Frau in der Stadt auftrieb, die den Gegenzauber kannte und die Hochzeitsgesellschaft aus ihrer Lage befreite.

Aus „Sagen der verlorenen Heimat" (Verlag Carl Ueberreuter, Wien-Heidelberg), das wir euch heute aus unserer Bücherkiste gegriffen haben.



(4. Fortsetzung)

Das ist das eine große Wunder von Fordon, das zweite bildet an diesem Punkt die Weichsel selbst, und das ist nicht auf den ersten Blick zu entdecken, sondern die Wissenschaft erst hat es herausgebracht. Von der russischen Grenze bis Fordon geht die Weichsel in der Richtung gegen Westen mit etwas Abneigung nach Norden zu. Bei Fordon biegt sie plötzlich um nach Nordosten zu. Das erscheint sehr auffallend, und die Forschung hat festgestellt, daß die Weichsel nicht immer diesen Weg gegangen ist, sondern vor Jahrtausenden in westlicher Richtung, wo jetzt die Netze fließt, weiterging, um endlich im Bett der heutigen Oder, wenn nicht in dem der Elbe, das Meer aufzusuchen.

Vor Jahrtausenden muß eine Katastrophe stattgefunden haben, die bewirkt hat, daß die Weichsel an der Stelle, wo jetzt Fordon liegt, das im Norden vor ihr liegende Gelände durchbrochen hat, wie sie im Jahre 1840 die hohen Dünen bei Neufähr durchbrach, und daß sie dann ein neues Mündungsgebiet sich gewählt hat, dessen eigenartige Bodengestaltung von ihr selbst in mehrtausendjähriger Arbeit geschaffen worden ist.

Die Biegung bei Fordon ist noch aus einem anderen Grunde interessant. Dort am rechten Ufer, Steinort heißt die Stelle, Langenau gegenüber und am Thorner Stadtforst gelegen, der von der Stadt Thorn dort ziemlich weit entfernt ist, krönt das hohe Ufer eine sogenannte „Schwedenschanze", d. h. ein Burgwall aus vorgeschichtlicher Zeit.

Gegen diese Stelle des Ufers richtet sich seit sehr alter Zeit die Strömung des Flusses und ist immerzu damit beschäftigt, den Uferrand abzunagen. So ist schon der größte Teit der alten Kulturstätte, die dieser Uferrand darstellt, vom Wasser weggeräumt, und was davon noch vorhanden ist, wird in nicht allzu ferner Zeit auch verschwinden. Infolge des beständigen Abstürzens des Bodens zeigt aber der steile Uferrand hier sehr deutlich den Augen erkennbar in Streifenform die aus Kohle, Asche und Scherben gebildeten sogenannten Kulturschichten, deren mehrere übereinander liegen, so daß man annehmen muß, der Ort wäre ein paar mal verlassen und dann aufs neue als Wohnstätte in Besitz genomen worden.

Diese Reste zeugen davon, keine menschliche Erinnerung an diesen verlassenen Wohnplatz ist geblieben. Auf den Sand des Uferrandes aber haben die alten Bewohner dieser Stätte Lehmboden aufgetragen, den sie von unten herholten, und eine auf diesem Boden erwachsene üppige Baum- und Strauchvegetation und eine außerordentliche Menge von wilden Blumen zeugt auch noch von Menschenarbeit, über die schon Jahrtausende hingegangen sind.

Am späten Nachmittag erst fuhren wir von Fordon, nachdem wir von der „Ente" auf die „Schwalbe" übergesiedelt waren, weiter. Es wurde ein Blick geworfen auf die dem Grafen Alvensleben gehörige große Besitzung Ostrometzko gegenüber Fordon, wo neuerdings eine Soolquelle aufgefunden ist.

Es wurde schon Abend, da kamen wir vorbei an einem russischen Steinkahn, der langsam stromab trieb. Ein Mann führte das Steuer und im Schiff stand, ein Kind auf den Armen haltend, eine bildschöne junge Frau von dunklem Teint mit schwarzem Lockenhaar. Es war ein Bild für unseren Maler, der es sich wohl gemerkt haben wird.

Das war in der Gegend von Topolno, wo Skelettgräber mit Bronzegefäßen und allerhand Schmucksachen aus römischer Zeit aufgefunden sind. Dann kam auf dem rechten Ufer Althausen, eine Domäne, einstmals Ordenssitz, um den viel gestritten worden ist. Eine Burg stand dort, die bis auf wenige Reste verschwunden ist. Nicht weit aber von Althausen auf dem Lorenzberge bei Kaldus muß einmal eine große menschliche Ansiedlung gewesen sein, denn über tausend Gräber sind dort aufgedeckt, die eine bedeutende Ausbeute an wertvollen Funden geliefert haben. Eigentümlich sind unter diesen halbrunde Ringe aus Bronze und Silber, die zu mehreren um das Ohr herumgelegt wurden. So lagen sie noch an den Schädeln der Skelette.

Zuletzt kam in der Abenddämmerung noch die Nonnenkämpe in Sicht ein ansehnlicher Eichwald, in dem die deutsche oder Sommertrüffel häufig vorkommt. Der Förster hat dort Jahre lang die Trüffeljagd, und zwar mit Schweinen, wie es in Frankreich geschieht, betrieben, und für das Pfund westpreußischer Trüffeln einen Preis von sechs Mark erzielt.

Um Dunkelwerden legte unser Schiff unter Kulm an, dem Ziel der Fahrt dieses Tages. Unter Kulm, sage ich, denn die Stadt liegt hoch oben auf steil abfallenden Ufer. Es dauerte eine gute halbe Stunde noch, ehe wir auf dem Kulmer Marktplatz im „Schwarzen Adler" saßen, wo für uns Nachtquartier bestellt war.

Die Stadt Kulm ist so schön gelegen wie wenige Städte unseres Vaterlandes. Hoch über der Weichsel ist sie erbaut auf steil abfallendem Plateau, dessen Rand hübsche Anlagen schmücken. Weit blickt man von diesen ins Land hinein.

Vor dem hohen Ufer liegt ein breites Stück angeschwemmten Landes, eine „Kämpe", auf deren fruchtbarem Boden im Laufe der Jahre ein Dickicht von Bäumen, Gesträuchen und Kräutern emporgewachsen ist, das einem Urwald im kleinen gleicht. Mit dem anderen Ufer ist Kulm durch eine fliegende Fähre verbunden. Drüben liegt, in der Luftlinie eine deutsche Meile entfernt, die Ostbahnstation Terespol, von der aus Kulm zu sehen ist. Ebenso weit von Kulm und auch am anderen Ufer ist am Schwarzwasser, das in geschlängeltem Lauf aus Nordwesten vom Weitsee herkommt, unweit der Mündung des Schwarzwassers in die Weichsel das Städtchen Schwetz gelegen.

Bald nach der Gründung von Thorn ist Kulm, wo sich schon ein altes Bistum befand, von Hermann Balk, dem Landmeister des deutschen Ordens, zur Stadt erhoben worden und empfing vom Orden die berühmte „Handfeste", eine alte deutsche Städteordnung, die nachher ihrer Vortrefflichkeit wegen von vielen anderen Städten angenommen wurde. Es hat dann die Schicksale der anderen Ordensstädte geteilt.

Von den Kulmer Frauen wird ein Bravourstück erzählt, das an die Heldentaten der Frauen von Bernau in der Mark erinnert und auch im Gesange verherrlicht ist. Im Jahre 1244 verheerte Swantepolk, Herzog von Pommerellen, das Kulmer Land. Er besiegte die Kulmer in einer Schlacht am Rondsensee, in der die meisten von ihnen fielen. Dann zog er vor Kulm, das er leicht durch einen Handstreich zu nehmen dachte. Da fand er auf den Wällen die Frauen der Erschlagenen im Harnisch und wohl bewaffnet, bereit, mit ihren zarten Leibern die Stadt aufs Äußerste zu verteidigen. Das flößte ihm einen solchen Respekt ein, daß er, der grimme Kriegsmann, der sich aber doch wohl mehr vor Frauen als vor Männern gefürchtet haben muß, eiligst wieder abzog.

Auf dem Marktplatz in Kulm steht das Rathaus, das, im Renaissancestil erbaut, nicht dorthin gehört und auch nichts besonderes Sehenswertes darbietet. Sehr sehenswert dagegen sind die beiden aus der Ordenszeit stammenden Kirchen, die katholische Pfarrkirche und die Kirche des Nonnenklosters, die an steilem Abhange steht.

Nachdem wir die beiden prächtigen alten Gebäude besichtigt und photographisch aufgenommen hatten, verließen wir die Stadt durch das Graudenzer Tor. Auf der Außenseite dieses Tores befindet sich ein altes Bildwerk, das die Maria, die eine goldene Krone trägt, mit dem Leichnam Christi auf dem Schoße darstellt. Darunter stehen die Worte: „Monstra te esse matrem Dei": Zeige, daß du die Mutter Gottes bist.

Wir stiegen zur Weichsel hinunter, setzten mit der Fähre über und fanden am Ufer unser Schifflein auf uns wartend. Es trug uns ein kleines Stück stromabwärts, dann fuhren wir das Schwarzwasser hinauf — Czernawoda heißt es im Polnischen und hat in der Tat eine schwärzliche Färbung — nach Schwetz oder nach der Stelle vielmehr, wo ehemals Schwetz gestanden hat. Denn die Stadt ist, weil sie häufigen Überschwemmungen ausgesetzt war, vor dreißig Jahren abgebrochen und auf das höhere Ufergelände verlegt worden. Das war natürlich mit großen Kosten verbunden, und obwohl der Staat dazu einen bedeutenden Zuschuß leistete, klagen doch die Schwetzer Bürger darüber, daß sie auch jetzt noch infolge der Verlegung sehr hohe Steuern zu tragen haben. Doch das wird mit der Zeit besser werden, und sie sind jetzt doch sicher vor dem Feinde, der ein gut Teil schlimmer ist als der Steuererheber, weil er unter Umständen geneigt ist, mit allem, was er vorfindet, aufzuräumen und die Bewohner des Ortes selbst mitzunehmen.

An der alten Stelle sind nur die herrliche katholische Pfarrkirche aus der Ordenszeit und die Ruine der Ordensburg, die man nicht wegschaffen konnte, geblieben. Die Kirche steht im niedrigen Ufergebiet und wie hoch sie das Wasser umspült und in ihrem Innern gestanden hat, davon zeugen die an ihren Mauern angezeichneten Flutmarken. Es steht zu hoffen, daß es möglich sein wird, sie durch Schutzanlagen vor der Zerstörung, von der sie auch nach der Regulierung des Weichselstromes immer noch bedroht wird, zu bewahren.

Die Burgruine ist nicht vom Wasser bedroht, weil sie auf einer Anhöhe steht. Es ist eine der ansehnlichsten Schloßruinen aus der Ordenszeit, bestehend aus gewaltigen Überresten von Mauern und einem großen runden Turm. Darunter befinden sich weitläufige Kellerräume, die zum Teil mit Schutt gefüllt sind. Es wird beabsichtigt, diese Keller auszuräumen. Dann werden die großen alten Backsteine, die dort liegen — seit Jahrhunderten werden solche Steine nicht mehr gebrannt — dazu benutzt werden können, was noch dasteht, auszubessern und so auf die passendste Art zur Erhaltung der Reste des großartigen Bauwerks beizutragen.

(Fortsetzung Seite 4)

Dr. Johannes Thienemann und Rossitten

Ein Gedenkblatt zur Gründung der Vogelwarte am 1. Januar 1901

An der Stätte des klassischen Vogelzuges, der kurischen Nehrung in Ostpreußen, gründete Johannes Thienemann am 1. Januar 1901 die „Vogelwarte Rossitten der deutschen Ornithologischen Gesellschaft".

Nach seinen eigenen Worten war „ein dürftiger Sammlungsschrank, eine Vitrine mit ein paar ausgestopften Vögeln und ein Herz glühender Begeisterung für die Sache", das Rüstzeug, mit dem er im Jahre 1901 an sein Werk ging.

Zunächst war das Inkaufnehmen eines einsamen Lebens in Rossitten bedingt, sowie manch kleine und größere Schwierigkeit, die sich von außen ergab. Die nächste Bahnstation lag 35 km entfernt, und so war ein Besucher damals — in dem noch nicht technisierten und motorisiertem Zeitalter — immerhin eine Seltenheit!

In dieser so ursprünglichen Landschaft des deutschen Ostens lebte Johannes Thienemann, wurde ein echter „Nehrunger" und begann in der Stille sein großes Werk, welches mit fortschreitenden Jahren Anerkennung und immer mehr Interesse bei allen Natur- und Vogelfreunden fand. Er war eine populäre Erscheinung nicht nur in Ostpreußen und wurde auch durch seine vielen Schriften und Vorträge sowie sein Beringungsverfahren weithin, ja, bis ins Ausland bekannt.

Er war ein Wegweiser in die lebendige Natur und ein rastloser Forscher und Helfer zum Wohle der Kreatur, der die Vogelschutzforschung auf ihren hohen Stand brachte. So hat er wirklich auf dem Gebiet der Vogelwissenschaft Pionierarbeit geleistet.

Aus seinem segensreichen Wirken über fast drei Jahrzehnte sei insbesondere seiner Vogelzugforschungen gedacht. Das moderne Verfahren der Beringung hat ihn volkstümlich und berühmt gemacht und der Vogelwarte Rossitten Weltruf eingetragen.

Insbesondere hat er viel derartige Versuche an Störchen unternommen, die später im großen Stil fortgeführt wurden und manche Aufschlüsse gaben über das Orientierungsvermögen der Zugvögel.

So wuchs aus kleinen Anfängen die Vogelwarte Rossitten stetig weiter. Im Jahre 1908 wurde 6 km südlich eine Beobachtungshütte, der „Ulmenhorst" gebaut. Sie wurde in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg zerstört, im Jahre 1922 erstand sie jedoch im Stil eines Jagdhauses wieder neu. Mit dem Namen „Ulmenhorst" verband sich für den, der es kannte, der ganze Zauber der kurischen Nehrung, und in den weiteren Jahren erlebten hier mehr und mehr Gäste erlebnisreiche Tage eines Massenvogelzuges.

1907 erhielt die Vogelwarte ein kleines Haus für sich am Waldrand von Rossitten, aber auch das war noch viel zu klein. 1920 endlich wurde ein zweistöckiges Gebäude bezogen, und 1931 entstand das „Neue Museum" mit anschließendem Gehege, das Sammlung und auch lebende Vögel aufnahm. Das bedeutete ein offenes Studiengebiet und Freude zugleich für viele ornithologische Freunde. Man konnte sich hier über alle Fragen des Vogelzuges an Präparat und Karte, aber vor allem auch an lebenden Objekten, über die Aufgaben und Bestrebungen der Vogelwarte Rossitten, über den derzeitigen Stand der Forschung, über Rasse und Art der durchziehenden Vögel orientieren und Material sammeln.

Rossitten entwickelte sich dank der Eingliederung (1923) in die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im letzten Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg zu einer großangelegten Forschungsstätte. Immer wieder stand der Vogelzug stark im Vordergrund. Auch gab es Bestandsaufnahmen über größere Räume, ferner Planbeobachtungen beringter Vögel zur Ermittlung ererbter Verhaltensformen zur Umwelt.

Kurse und Lehrgänge wurden abgehalten und die Zahl der Besucher und Interessenten wuchs von Jahr zu Jahr. Auch die Beringungszahlen nahmen ständig zu. So wurden z. B. im Jahr 1935 135 000 Vögel beringt, davon allein 7449 Jungstörche.

Die groß organisierte Beringungsarbeit hat zu sehr wertvollen Aufschlüssen geführt und nicht nur über den jahreszeitlichen Vogelzug, sondern auch über das gesamte Leben der Vogelwelt. Über ihr Verhalten in den Brutgebieten, über Ortssinn, Heimattreue, Freundschaften und Feindschaften, Orientierungsvermögen, Lebensalter usw.

Neue Erkenntnisse weiteten laufend das bisher erforschte, aber sie stellten die Forschung wiederum auch ständig vor neue Probleme. Und ein solches bleibt trotz aller Aufklärung doch auch heute noch der Vogelzug, das ewige Wandern der Vögel über Länder und Meere. Ein näheres Eingehen auf diese Naturerscheinung, diese lebendige Wissenschaft, würde hier zu weit führen und Material für einen anderen Vortrag bieten.

Der Ornithologe ist in seiner Arbeit, wie kaum ein anderer Wissenschaftler, auf die direkte Mithilfe seiner Mitmenschen angewiesen. Sein Studienraum hat keine Wände und Grenzen, und seine Untersuchungsobjekte sind unendlich zahlreich und in ewiger Bewegung. Beweise für den Wert dieser Arbeit sind nicht allein wertvolle Schriften und Bücher, sondern auch viele kostbare Sammlungen in Museen und Privathäusern.

Die starke Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen war Johannes Thienemann mitgegeben und wurde zum Fundament seiner gesamten Lebensarbeit. Welch ein segensreiches Leben war diesem Mann beschieden, der sich ganz der lebenden Wissenschaft, der Tierpflege und Hege und der Jagd hingeben konnte. Jagdliches Brauchtum wurde hochgehalten, und wer konnte sich Johannes Thienemann in Rossitten ohne den guten alten, von der Patina der Zeit überzogenen Jägerhut denken?

Seine abendlichen Pirschgänge beschloß oft das Signal „Jagd vorbei", und es schallten die Klänge seines Jagdhorns als Gutenachtgruß über das abendliche Dorf an der Nehrung. Wer dies einmal miterleben durfte, wird es nie wieder vergessen.

Jedes Stück in seiner Behausung hatte seine Geschichte, teils ernster, teils sehr humorvoller Art. Er war bestrebt für seinen Lebensunterhalt möglichst viel aus der eigenen kleinen Wirtschaft zu schaffen, eigenes Wildpret, Möveneier aus der nahe gelegenen Lachmövensiedlung und selbstgefangene Fische zu nutzen. Alle Kraft und Freude für sein Werk nahm dieser Mann und Forscher aus seiner starken Verbundenheit mit der Heimat.

Am 12. April 1938, im 75. Lebensjahre, überraschte ihn in seinem Garten in Rossitten der Tod. In der kleinen Dorfkirche wurde er aufgebahrt, und viele trauernde Freunde und Gäste aus nah und fern gaben ihm das letzte Geleit. Als man den Sarg aus der Kirche trug, kreiste minutenlang ein Seeadler sehr niedrig über dem Trauerzug. Nachdem dann der Nehrungssand die sterblichen Reste von Johannes Thienemann aufgenommen, verhallte das letzte „Jagdvorbei" im Kiefernwald. So ruht dieser große Natur- und Tierfreund auf dem kleinen Waldfriedhof von Rossitten. Ab und zu wird vielleicht ein Elch, durch die Dickung kommend, dort vorübertrollen, und zweimal im Jahr werden die Zugvögel darüber strömen, denen das Werk dieses Mannes galt „Zur Ehre Gottes und seiner Natur", so lautete auch der Hausspruch seines von ihm so geliebten „Ulmenhorst".

Während des letzten Krieges wurde die Arbeit mit den geringsten Kräften fortgeführt, so gut es ging. Jedoch um die Jahreswende 1944/1945 räumte die Vogelwarte Rossitten ihre alte Arbeitsstätte. Ein großer Teil der Sammlungen und Bücher war schon vorher ausgelagert worden. Mit diesem geretteten Material und mancherlei Zuwendungen aus interessierten Freundes- und Ornithologenkreisen, vor allem mit einem Stamm alter, treuer Mitarbeiter war das Unternehmen an neuer Stelle bald wieder arbeitsfähig.

Auf einer bewaldeten Halbinsel am Bodensee, zwischen dem Überlinger- und Untersee liegt in herrlicher Landschaft das Schloß Möggingen, 6 km von Radolfzell —, in welchem dem Institut die nötigen Räume zur Verfügung gestellt wurden. Und nun gehen von dort aus tausend und mehr unsichtbare Fäden wieder in die Welt, die die Vogelwarte Radolfzell (vormals Vogelwarte Rossitten) der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften — die 1949 die Nachfolge der Kaiser-Wilhelm Gesellschaft übernahm — wieder band.

Auch dort erfüllt ein reiches Vogelleben die nahe und weite Umgebung. Die neuen Ringe tragen die Aufschrift „Vogelwarte Radolfzell". Außenstationen dieser Vogelwarte sind u. a. in Stuttgart — Ludwigsburg und am Federsee.

Im Jahre 1951 konnte die Vogelwarte den Tag des 50. Bestehens feiern, voll dankbaren Erinnerns an den Altmeister der Ornithologen und Gründer der Vogelwarte Rossitten Prof. Dr. Johannes Thienemann. I. v. B.

Junger Storch, aufgenommen auf der Kurischen Nehrung bei Rossitten.
Foto Berger

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(77)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Nu sind de Feiertage wieder einmal vorbei. Weihnachten, Neijahr, das kommt und geht, daß einer kaum geraten kann, ihnen richtig zu feiern. Haben Se alles gut ieberstanden, und hat sich der Weihnachtsmann auch anständig aufgefiehrt?

Iebrigens Weihnachtsmann! Da fällt mir geradzig noch rechtzeitig ein Erlebnis ein, wo ich Ihnen all vorgte Weihnachten erzählen wolld. Denn hadd ich ihm vergessen, es war weg außes Gedächtnis, rein wie inne Ritz geschorrt und mittem Schlorr bedeckt. Aber nu is es wieder aufgetaucht aus die Versenkung, und es betrifft meinem Beruf als Landbriefträger z. A., wie ich damals zu Haus noch als Vertreter vom Karwick durche Dörfer staksen und de Briewe und Zeitungen austragen tat. Ich missd aber auch inne Briefkästen reinkicken und ihnen entleeren, und dabei fand ich e ganz drolligem Brief, indem daß er am Herr Weihnachtsmann adressiert war. Dem hädd der Nante geschrieben, e dreibastger Jung von vleicht acht Jahre, wo de Frau Masuch aus Groß-Stobeinen fier eigen angenommen hädd.

Der Posthalter Nucklies machd ihm auf und las ihm mir vor: „Lieber Weihnachtsmann! Ich bin ein armes Kint und habe keinen Fater und keine richtje Mutter. Bitte schänke mir doch fünf Mark zu Weihnachten. Härzlichen gruß Nante Masuck."

„Weißt, Trostmann," sagd der Herr Nucklies, „jetzt spiel ich dem Weihnachtsmann!" Heiligabend mißd ich wieder meinem Kollegen Karwick vertreten, indem daß er denn Erstfeiertag zu gehen hädd. Da gab der Herr Nucklies mir drei Mark aus seinem Portmanneh fierem Nante mit, und ich solld ihm bestellen, die schickt der Weihnachtsmann. Der Jung freit sich rein e Loch im Bauch ieber das Geld, aber nach Weihnachten schrieb er wieder e Briefche: „Lieber Weihnachtsmann! Ich danke schön für das Gelt, aber die Post hat mir zwei Mark besch. . . ., denn ich hab bloß drei Mark gekriecht. Nächstes Jahr schick es man lieber mit eine richtije Postanweisunk, denn kann die Post nicht klauen. Härzlichen gruß Nante Masuch."

„Wissen Se, wenn einer so in die Vergangenheit rumkraasselt, denn findt sich alles Meegliche ein, wie jetzt ebend der schlaue Naujokat. Der war wirklich in meine Erinnerung all ganz verwiehlt, und dabei war er doch e sehr wichtige Perseenlichkeit, denn er hädd de Intelligänz mittem Aufschöpflöffel gefressen. Nei, was er klug war! Es gab nuscht, was er nich wußd, und wie der liebe Gottche de Welt erschaffen tat, da hat er erst dem Naujokat gefragt! Jedenfalls hat er es zuletzt fertig gekriegt, alle Leite innes Dorf zu bedeiweln, daß se ihm als Gemeindeverstand einsetzen taten. Nu schwoll ihm vor Stolz de Brust, und er ging wie e Kurhahn durches Dorf und lauert darauf, daß ihm aller zuerst grießen sollden.

Schlecht war bloß fier ihm, wenn er mitte Akten zu tun kriegt, indem daß er sich schriftlich iebergeben mußd. Das ganze Landratsamt stand immer Kopfche vor Freid, wenn e Br'ef von ihm ankam. Da hädden se mal dienstlich angefragt, ob der Karl und der Emil Barejus vielleicht identisch sind. Und was schrieb er zurick? „Der Karl und der Emil Barejus sind evangelisch. Ob se auch noch identisch sind, konnte ich noch nicht feststellen. Aber es ist gut möglich, denn se sind beide sehr dem Trunke ergeben."

Und wie er im ersten Krieg dem Auftrag kriegt, dafier zu sorgen, daß das Korn schnell gedroschen wurd und daß sechzig Prozent von die Roggenernte so schnell wie meeglich abgeliefert wurden, schrieb er: „Soviel Korn haben wir in der ganzen Gemeinde überhaupt nicht geerntet." Na ja, mancher begreift de Prozentrechnung ieberhaupt nich, und denn man unvollkommen, und ich geb auch zu, daß Fremdwörter Glicksache sind, aber dafier bin ich ja auch bloß der kleine Trostmann, und er war doch der große Naujokat.

Einmal mußd er einem neien Gemeindeboten anstellen, wo auch zugleich Nachtwächter war, indem daß der alte de Klumpen aufgesetzt hädd. Bloß ein einziger fand sich, wo dem Dienst iebernehmen wolld, nämlich der Invaliede Kossak. Ieber das steife rechte Bein, wo er hadd, kickd der Naujokat hinweg, de Hauptsach is der Kopp, sagd er. Und nu wolld er priefen, ob der Kossak Gritz im Kopp hadd oder Sägemehl. Deshalb ließ er ihm rechnen und lesen und Verse außes Gesangbuch aufsagen, daß dem armen Kossak vor Aufregung kalt und heiß wurd, denn er war all mit zehn Jahre auße Schul rausgekommen, weil er mußd beim Bauer hieten gehn. Es klappd aber doch so einigermaßen bis auf dem sogenannten Denksport, das war e Sportart, wo damals aufkam.

„Passen Se auf, Kossak, sagd der Naujokat, „das erste läuft, das zweite läuft, und das ganze is e beriehmter Schlachtort."

Der arme Kossak schwitzd Blut und Tränen. Alle Schlachtörter ging er im Geiste durch, wo er wußd, aber das war nicht viel mehr wie Sedang und Grawelott, und alles, was läuft, aber er konnd es nich rauskriegen. „Das is doch ganz einfach, du Damlack", sagd der Naujokat, „hast du noch nie was vonne Schlacht anne Katzbach geheert? De Katz läuft und der Bach auch!" Nu ging dem Kossak e großes Talglicht auf, aber e noch greeßerer Schosseehstein fiel ihm von die Seele, wie er heerd, daß er trotz Katzbach de Priefung bestanden hadd und dem Dienst antreten konnd. Aber nu wolld er, von die Angst befreit, auch zeigen, daß ihm keiner fier dammlich verkaufen konnd.

„Jetzt prief ich Ihnen, Herr Gemeindeverstand", sagd er. „Das erste läuft, das zweite läuft, und das dritte läuft nich! Was is das?"

Nu war der schlaue Naujokat anne Reih mittes Schwitzen. Er zergriebeld sich dem Dassel, verzog das Maul nach alle Himmelsrichtungen und zerbiß rein die Bleifeder, aber es half nuscht, er wußd nich.

„Aber das is doch ganz einfach", sagd der Kossak, „das sind meine drei Kinder zu Haus!"

Ja, wie gesagt, wenn einer so in die Erinnerung rumkramt! Und wenn wieder e Jahr zu End geht, denn kickt einer ja gerne e bißche rickwärts, und denn wird einem ganz warm untre West. Lang, lang ist es her. —

Auch der Silwästerabend liegt all gut dreißig Jahre zurick, wo wir dem Franz Willuweit zu Besuch hadden. Se kennen ihm ja auch, denn er war ja auch all hier bei uns in der Fremde zu Gast. Wissen Se noch, der alte Kamerad von die 37er, wo immer Witze ohne Poänkte erzählen tat? Damals hädden wir ihm auch bei uns eingeladen, weil er so allein war. Und natierlich hadden wir ganz geheerig einem gegne Wirmer genommen, weil das Silwäster in Ostpreißen so lieblich war und weil außerdem Steine aufe Erde fror. Unser kleines Stubche aufe Lucht, wo er schlafen solld, ging nich zu heizen, deshalb hadd de Emma ihm e große Essig-Kruck mit heißes Wasser innes Bett gelegt. Es war all ziemlich frieh, wie ich ihm raufbrachd und de Tier von draußen zuschitzen tat. Und er war orndlich im Stiehm, denn er sagd immer Walter zu mir und wolld durchaus seinem Konfirmatzjohnsspruch aufsagen aber ich ließ ihm nich. Denn ging ich runter, haut mir hin und schlief ein.

Aber nich lang, denn er fing mit eins oben an zu brillen wie am Spieß: „Hilfe! Hilfe!" Ich raus außes Bett und rein inne Bixen, dem Leichter angestochen und vorsichtig raufgeschlichen. Einer konnd ja nich wissen, und ich war ja auch nich ganz sicher aufe Beine. Unten bibberd de Emma vor Angst.

Was meinen Se, was war? Er hädd sich im Schlaf rumgewälzt, und dabei war de Kruck aufgegangen. Nu war das ganze Bett naß, und er lag innes Wasser und treimd, daß er dicht am Versaufen war. Deshalb brilld er um Hilfe. Ich hab ihm gerettet, und denn mißden wir wieder einem nehmen, daß er sich nich verkiehlen tat. So fing das neie Jahr gleich richtig an, und dem Silwäster hat der Franz Willuweit bis heite nich vergessen.

Nu sind wir alle zusammen mal wieder iebre Schwell gehopst, hoffentlich wird es e gutes und friedfertiges Jahr. Das winsche ich Ihnen von Herzen mit vielen Grießen

Ihr alter

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Der Affe!

Eine heitere Erinnerung an meine Danziger Jugendzeit

Eines Abends kam ich heim und traute meinen Augen nicht, als am Wohnzimmertisch mein Freund Fritz saß, mit dem ich das möblierte Zimmer teilte, und ihm gegenüber ein Affe. Fritz hatte einen Teller mit belegten Brötchen vor sich stehen, der Affe gleichfalls. Der Affe, es war ein Resusaffe, hockte vor seinem Teller auf dem Tisch und sah Fritz und mich ebenso erstaunt an wie ich den Affen und meinen Freund Fritz.

„Ja, da staunste, was? Ich habe einen Affen geschenkt bekommen, und den behalten wir", erläuterte Fritz die ungewohnte Situation. Fritz war nämlich Expedient einer Maklerfirma und hatte unter den Kapitänen im Freihafen viele Bekannte. Augenblicklich war Fritz befleißigt, dem neuen Hausgenossen die geläufigen Formen des Benehmens bei Tisch beizubringen.

„Geh doch mal schnell zum Sattlermeister Reschke", sprach Fritz, „und kaufe zwei Hundeleinen, und ein Halsband."

„Warum zwei?" fragte ich. „Na, ein Affe muß doch mehr Bewegungsfreiheit haben." Also zog ich los zum Sattlermeister Reschke, der um die Ecke wohnte.

„Meister, ich brauche zwei Hundeleinen und ein Halsband!"

„Warum zwei?"

„Ja, Meister: Fritz und ich haben nämlich einen Affen."

„Na, das ist ja nichts Neues", meinte der Meister und blinzelte mich verständnisinnig an.

„Nein, nicht was Sie denken; wir haben einen richtigen Affen, und da möchten Sie so freundlich sein, zwei Leinen zusammenzusteppen; denn ein Affe braucht doch schließlich Auslauf."

Also setzte sich Meister Reschke hin und steppte zwei Hundeleinen zusammen. Über die Größe des Halsbandes wurden wir uns auch einig, denn ich hatte die Kragenweite des Affen so über den Daumen gepeilt. Doch als ich mit der Leine ins Zimmer trat, bot sich mir ein etwas groteskes Bild. Der Affe saß nicht mehr auf dem Tisch, sondern auf dem Kleiderschrank, und Fritz versuchte auf deutsch, englisch und französisch dem Affen klar zu machen, daß er doch gefälligst seinen hohen Sitz aufgeben möchte. Doch der Affe sah Fritz nur verachtungsvoll an. Schließlich holte Fritz einen Krückstock und versuchte, den Affen mit der gebogenen Krücke herunterzuholen. Das war selbst dem Affen zuviel. Er wechselte mit einem eleganten Sprung vom Schrank auf das Paneelbrett hinüber, auf dem unsere Wirtin so allerlei Porzellannippsachen von unschätzbarem Wert deponiert hatte. Als das erste gute Stück herunter fiel, fand der Affe seinen Spaß daran, das ganze Brett von den Kostbarkeiten zu säubern und uns die Schäfer und Rokokodamen vor die Füße zu bauen.

Beim Anblick dieser äffischen Zerstörungswut hielt ich es für das beste, das Zimmer fluchtartig zu verlassen. Ich hoffte darauf, daß es Fritz allein gelingen würde, den Affen wieder zur Raison zu bringen.

In unserer Stammkneipe wartete ich bis gegen Mitternacht, dann trat ich, doch ein wenig beunruhigt, den Heimweg an. Als ich die Tür aufmachte, sah ich Fritz der Länge nach auf dem Bauch liegen und unter das Sofa spähen.

„Was ist denn nun schon wieder los?"

„Der Affe ist weg", sagte Fritz beklommen.

„Gott sei Dank!" Mir fiel ein Stein vom Herzen. „Hat die Alte schon ihre zerbrochenen Nippsachen gesehen?"

„Nein, aber es ist mir ein Rätsel, wo der Affe geblieben sein kann. Türen und Fenster waren geschlossen, und als ich das letzte gute Stück vom Paneelbrett auf den Schädel bekam, habe ich einen Moment die Augen zugemacht. Und dann war der Affe weg."

Wir überlegten eine ganze Weile wie Kriminalbeamte, wo der Affe sein könne, und kamen schließlich zu der Annahme, daß er sich noch im Zimmer aufhalten müsse. Also alles gründlich durchsuchen! Und wir suchten. Gegen zwei Uhr morgens, als wir sogar den geschlossenen Kleiderschrank bis auf die untere Schublage durchsucht hatten, gaben wir auf und gingen zu Bett. Es war nicht gerade eine ruhige Nacht, und das Morgenfrühstück wurde ohne viel Worte hastig eingenommen.

Eine Stunde später wurde ich im Theater ans Telefon gerufen. Es meldete sich Fritz. „Bitte, komm doch so rasch wie möglich heim, es ist etwas Fürchterliches passiert!"

„Was denn?" wollte ich wissen.

„Nein, alles andere mündlich!" Und Fritz hatte eingehängt. Voller Unruhe eilte ich nach unserer Behausung. Vor der Haustür stand Fritz, bleich und verstört.

„Was ist denn los?"

Fritz sah mich flehend an und sagte: „Wir sind gekündigt."

„Ja, warum denn?"

„Der Affe", sagte Fritz und sah in die Ferne.

„Was ist denn mit dem Affen? Der war doch schon gestern abend verschwunden."

„Ja, verschwunden war er schon, aber nicht aus unserem Zimmer. Als nämlich heute früh unsere Alte Feuer anmachen wollte und Papier und Holz schon knisternd zu brennen anfingen, da ist ihr doch der Satan, als sie gerade in das Ofenloch hineinblies, schwarz wie der Teufel ins Gesicht gesprungen! (Ich muß hier bemerken, daß wir abends immer die Ofentür offenließen: als Rauchverzehrer.) Daß die gute Alte keinen Herzschlag bekommen hat, kann ich noch immer nicht fassen!"

„Und wo ist der Affe?"

„Der ist endgültig weg. Die Alte hatte die Tür zum Treppenhaus offengelassen, und als ich mich von dem Schrei und dem Schreck erholt hatte, war der Affe bereits auf die Straße gesprungen."

Nun, es gelang mir, nach stundenlangen diplomatischen Verhandlungen, die ausgesprochene Kündigung rückgängig zu machen. Auch das unersetzliche Porzellan kauften wir auf dem nächsten Jahrmarkt wieder zusammen. Doch seit diesem Vorfall wurde es uns streng untersagt, irgendwelche Art von Haustieren zu halten.

Franz Franke

Ehrung für ostpreußischen Schauspieler

Das Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland wurde vor kurzem dem aus Pillkallen (Ostpreußen) stammenden Schauspieler Erich Dunskus verliehen. Dunskus feiert in diesem Jahre sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum.

Hausbuch des Humors

Humor von A bis Z, von Adamson bis Zille, das ist das Rezept, das der Herausgeber Dr. Helmut Leonhardt unter der aufmunternden Devise „Freut Euch des Lebens" auch dem größten Schwarzseher unserer Tage verschreibt. Aus Vergangenheit und Gegenwart hat er aus den Werken von mehr als 150 Zeichnern und Dichtern die humorvollsten Kostbarkeiten auserwählt und zu einem Schmunzelbuch vereinigt, das geeignet ist, auch die traurigste Stimmung im Handumdrehen zu verjagen. Was kluge Leute mit Pinsel und Feder an lustigen Geschichten, Lausbübereien und Späßen erdacht und was sie dem Menschlich-Allzumenschlichen abgelauscht haben, gibt sich in diesem Buch ein heiteres Stelldichein. Tünnes und Skäl fehlen ebenso wenig wie Klein-Erna, Madame Klaudel hält ihre Gardinenpredigten, Wendelin Überzwerchs Casanova ist wieder einmal auf Reisen und Jean Effel schreibt zusammen mit Thaddäus Troll für den Teufel einen Brief an seine Großmutter. Walter Foitzick, Hans G. Bentz, Grock, Armin Eichholz, Jan Herchenröder, Christian Morgenstern, Roda-Roda, Eugen Roth, Kurt Tucholski und viel andere unserer besten Humoristen sind mit Beiträgen vertreten. Karikaturen und Bildergeschichten von Adamson, Franziska Bilek, Wilhelm Busch, Chaval, Gulbransson, Hans Kossatz, Loriot, Raymond Peynet, Heinrich Zille, um nur einige zu nennen, sind vergnügliche Augenweiden. Ein Buch, über dem man still für sich fröhlich schmunzeln kann und aus dem an andere weiterzugeben für den Vorlesenden und den Hörer ein besonderes Vergnügen sein wird.

FREUT EUCH DES LEBENS. Ein vergnügliches Haus- und Vorlesebuch. Hrgg. von Helmut Leonhardt. Siebert Mohn Verlag, Gütersloh. 416 Seiten mit 333 Illustrationen, davon 47 vierfarbig. Großformat, Ln. DM 14,80.

Otto Stork zum 65. Geburtstag am 19. 1. 1960

Auch in der trostlosen ersten Zeit nach unserer Vertreibung gab es dann und wann einen kleinen Lichtblick. Man bekam, da man mit dem kärglichen Fürsorgegeld nur das Allernotwendigste kaufen konnte, von dem einheimischen Fleischer gegen geringes Entgeld einen Topf Wurstsuppe, auf der verlockend die Fettaugen schwammen; der Hauswirt, bei dem man wohnte, stellte einem zum Sonntag vielleicht einen Eimer mit Torf vor die Dachstubentür; ja, bei der Musikagentur erhielt man gelegentlich fast umsonst eine Karte zu einem guten Konzert.

Das Schönste aber war zu jener Zeit, wenn man irgendwo Bilder der alten Heimat zu sehen bekam. Und so wird Otto Stork, von Hause aus Musiker, daneben aber ein großer Lichtbildner, jedem Vertriebenen für immer in bester Erinnerung bleiben. Er war es, der eine beglückend große Anzahl herrlichster farbiger Bilder aus dem brennenden Königsberg gerettet hatte und der diese nun vor uns mit all ihrem Sonnenleuchten auf die Leinwand zauberte, so daß wir Armseligen uns stets wie reich beschenkt vorkamen. Waldemar Kuckuck war ihm dabei ein getreuer Helfer. Wir waren im wahrsten Sinne des Wortes innerlich wieder daheim in der unzerstörten alten Heimat und vergaßen für einige Stunden das drückende Elend, in dem wir lebten.

Der Mann, der uns so beschenkte, war, nebenbei gesagt, gar kein geborener Ostpreuße, sondern Elsässer. Schon nach dem ersten Weltkrieg hatte er einmal seine Heimat verloren. Von den Franzosen ausgewiesen, führte ihn sein Beruf als Rundfunkbratschist schließlich nach Königsberg, von wo er sich in seiner Freizeit unsere ostpreußische Heimat erwanderte, deren Zauber ihn vom ersten Tage an eingefangen hatte.

Dreißig Jahre hat Stork in Ostpreußen gelebt. Kein Wunder, wenn die Seele dieser Landschaft ihn so bald in Bann schlug, wie sie es bei jedem tat, der je dorthin verschlagen wurde. Selbst widerwillig nach Ostpreußen Versetzte lernten es sehr schnell lieben. Wie sollte dies nicht bei einem so feinfühligen Musiker geschehen, dem auch dieses Land in seiner beschwingten Vielgestalt von tausend Seen und Wäldern, von Haff und Meer und leuchtenden Dünen zu einer beglückenden Melodie wurde, wenn er sie mit seiner Kamera durchwanderte. Zu allen Jahreszeiten tat er dies. Frühling, Sommer, Herbst und Winter fing er in seinen Bildern ein; die lieblich schwermütige Schönheit Masurens, die herbe Stimmung der sturmzerrissenen Nehrungskiefern, die Melancholie des großen Flusses im hohen Norden, der Märchenzauber weltverlorener Dörfer — alles wurde vor uns wieder lebendig, wenn wir die Träumende vor seiner Leinwand saßen.

Landsmannschaften, Schulen, Volkshochschulen danken ihm für das Geschenk seiner Arbeit. Möge uns dieser frohe Wandersmann aus vergangenen Tagen noch oft die schmerzhafte Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese stillen, die nicht in uns sterben will.

Fritz Kudnig

WIR BLÄTTERN IN NEUEN BÜCHERN

In der Gnade Gottes

Es gibt ein altes Sprichwort in Rußland: Keiner wird selig, wenn nicht das ganze Dorf selig wird. Es ist eines von jenen alten Sprichwörtern, für die unsere schnellebige Zeit keinen Platz mehr zu haben scheint. Das alte Babel ist wieder groß geworden, und das Kreuz Christi, des Gehenkten, steht abseits auf einem Fußbreit Boden, fast unansehnlich neben den riesigen Bauten aus Stahlbeton mit den mannshohen Fenstern, durch die wir doch keinen Blick in die Welt des Nächsten werfen. Gerade darum sollten wir uns denjenigen zuwenden, die im Dunkeln wandeln müssen und barfuß — und die der Gnade Gottes doch eher gewiß sein dürfen als die Fahnenträger auf den Asphaltstraßen. Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig, denn auf ihnen ruhen die Gewölbe des Himmels.

Die Erzählung von Manfred Nemitz „Die schwachen Säulen des Himmels" handelt von einem solchen Menschen, der arm und verloren, fernab am Eismeer lebt und in dem trotz aller seiner Schwächen Gottes Geist mächtig ist. Nemitz ist ein geborener Erzähler, Gestalten und Landschaft sind von großer Eindringlichkeit und zeugen von genauer Kenntnis der Menschen und der Welt, in der sie leben. Diese Erzählung von dem Popen in der Einöde Nowaja-Semlja bleibt lange in unserem Gedächtnis haften.

Manfred Nemitz: DIE SCHWACHEN SÄULEN DES HIMMELS. Erzählung. Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen. 192 S., Ln. DM 9,80.

Die Großen der Welt

Elsa Sophia von Kamphoevener ist die Liebe zu dem geheimnisvollen Zauber des Orients als Vorbelastung von ihrem Vater überkommen. Dieser deutsche Offizier aus dänischem Blut, im allerhöchsten Auftrage seines greisen Kaisers Wilhelm I. militärischer Berater und bald der beste Freund des letzten türkischen Sultans Abdul Hamid, überstand alle tödlichen Gefahren eines korrupten, intrigenreichen Buhlens, der internationalen Mächte um die Herrschaft über den „kranken Mann am Bosporus", aber er erlag wie ein echter Deutscher der rätselhaften, verzauberten Atmosphäre des Orients und verlor sein Herz an sie. Und diese Liebe übertrug er auf die Tochter. Was sie während des jahrzehntelangen Aufenthalts der Kamphoeveners in der Türkei aus dem reichen Märchenschatz des Orients zusammentrug, hat vor allem in den köstlichen Bänden „An den Nachtfeuern der Karawan Serail" und „Der weiße Scheich" seinen Niederschlag gefunden und ihren Namen weithin bekannt gemacht. „Damals im Reiche der Osmanen" aber ist ein Märchen der Wirklichkeit und hat mit den Produkten einer fruchtbaren Phantasie nur den Anfang gemeinsam. „Damals" ist soviel wie der traditionelle Märchenbeginn „Es war einmal". Was damals war, als der wackere, ehrenwerte Hauptmann Lutz von Kamphoevener aus dem tückischen Kreuzfeuer intrigenreicher Politiker, Diplomaten und Schieber unverwundbar wie ein strahlender Siegfried hervorging, ist nicht mehr. Es gibt keinen Kaiser, keinen Sultan mehr. Geblieben aber ist über alle Sachlichkeit der Tage von heute hinweg der unvergängliche Zauber jener märchenträchtigen Zeit der Kalifen, und ihm ist die an diesen Zauber unrettbar verlorene Autorin eine unübertreffliche Interpretin.

Elsa Sophia von Kamphoevener: DAMALS IM REICHE DER OSMANEN. Ein Märchen der Wirklichkeit aus der Türkei des Sultan Abdul Hamid. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. 416 S., Ln. DM 12,80.

Ein Goethe-Roman

Ein junges, adliges Mädchen der letzten Goethe-Zeit steht im Mittelpunkt dieses, sicherlich zu den reifsten Werken der Dichterin Ruth Schaumann zählenden Romans „Die Karlsbader Hochzeit". Drei Männer werben um das Mädchen: ein junger, reicher und schöner Graf, der alternde Dichter Goethe und ein vom Schicksal geschlagener und verwirrter Mann. Es ist der uralte Stoff vom „Armen Heinrich", in die Welt des 19. Jahrhunderts hinein neu gestaltet.

Mit der ihr eigenen Einfühlungsgabe versteht es Ruth Schuumann, den Leser die Begegnung des Mädchens mit ihren Verehrern erleben zu lassen und ihm die läuternde Opferkraft einer echten Liebe nahezubringen. Daneben entsteht in dem Werk ein interessantes und reizvolles Gesellschaftsbild der böhmischen Bäderstadt. Die liebevollen, kostbaren Charakterstudien, die vielen kleinen Verse und Lieder, die originellen Beobachtungen und Betrachtungen der Dichterin, die Farbigkeit und Tiefe des Romans, sprechen den Leser besonders an. Die große Gemeinde der Dichterin wird dieses neue Buch mit großer Freude aufnehmen. Das Umschlagbild stammt ebenfalls von der Autorin.

Ruth Schaumann: DIE KARLSBADER HOCHZEIT. Roman. Verlag Herder, Freiburg. 298 S., Ln. DM 12,50.

Zauber des Orients

Der Ruhm aus drei Jahrtausenden ist auf den 416 Seiten eines neuartigen Nachschlagewerkes unter dem Titel „Berühmte Köpfe" eingefangen.

Der Ruhm aus drei Jahrtausenden ist auf den 416 Seiten dieses neuartigen Nachschlagewerkes eingefangen. Von den Dichtern, Gelehrten und Politikern der antiken Welt bis zu Männern und Frauen, deren Namen im Atom- und Weltraumzeitalter in aller Munde sind, spannt sich der Bogen dieser Bildergalerie. Köpfe, Taten und Daten, die in knappster Form aussagen, wann sie lebten und was sie auszeichnete, lassen all die Menschen, die auf irgendeine Weise berühmt geworden sind, wie in einem Film am Auge des Lesers vorüberziehen. Was dieses eine Buch bringt, mußte man bisher aus einer ganzen Bibliothek von Spezialwerken zusammentragen. Astronomen, Baumeister, Bildhauer, Botaniker, Chemiker, Dichter, Dirigenten, Entdecker, Erfinder, Flieger, Filmstars, Geographen, Heerführer, Historiker, Juristen, Kabarettisten, Kaiser und Könige, Maler, Mathematiker, Mediziner, Musiker, Pädagogen, Päpste, Philosophen, Physiker, Politiker, Sänger, Schauspieler, Tänzer, Techniker, Theologen, Wissenschaftler und Zoologen — von A bis Z gibt dieses Buch in seinen nach den großen Lebens- und Wissensgebieten gegliederten Abschnitten chronologisch ein getreues Spiegelbild der Zeit vom Altertum bis zur Gegenwart. Homer und Sophokles sind ebenso vertreten wie Thomas Mann und Hemingway, Nofretete und Kleopatra so gut wie Margaret Rose und Soraja, Tutenchamon ebenso wie König Baudouin und Theodor Heuss, Cesare Borgia so gut wie Adenauer und Eisenhower. Aber auch die „traurigen Berühmtheiten" aus der Geschichte des Abendlandes fehlen nicht, z. B. der Schinderhannes, der Hellseher Hanussen und der „Wunderdoktor" Gröning.

Ein alphabetisches Register gibt die Möglichkeit, jeden gesuchten Namen auch unabhängig von der Gliederung des Buches zu finden.

BERÜHMTE KÖPFE. 3300 Männer und Frauen im Bild. Herausgegeben von der Bertelsmann Lexikon-Redaktion. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 416 Seiten mit 3300 Abbildungen und einem Namensregister. Ln. DM 9,80.

Ein neuer Opernführer

Die Spielpläne der Opernhäuser zeigten in den letzten Jahren immer mehr Uraufführungen an, der alte Glanz des Opernlebens erhielt neue Impulse. Die Kompositionen von Hindemith, Egk, Orff, von Einem, Klebe und Henze haben sich durchgesetzt, die Werke von Berg, Britten und Strawinsky gehören fast schon zum ständigen Repertoire. Wenn man bedenkt, daß Ravel, Musoni, Pfitzner, Bartok und Honneger bereits den Hauch des Klassischen atmen, so wird man verstehen, daß die Freunde der Oper einen neuen Opernführer immer schmerzlicher vermißten. „Der Neue Opernführer" ist da, und er bringt weit mehr als nur eine vervollständigte Geschichte der Oper. Ein hundertfach verzweigtes und geheimnisvolles Reich ersteht vor dem Leser, und er wird sicher hindurchgeleitet und darf manchen Blick hinter die Kulissen tun. Neben den Biographien der Komponisten und den Inhaltsangaben ihrer Werke stehen die Lebensbeschreibungen berühmter Sänger und Sängerinnen sowie großer Dirigenten. Zahlreiche Notenbeispiele und fast hundert Abbildungen von Komponisten, Dirigenten, Sängern, Bühnenbildnern, Opernhäusern vervollständigen das Buch, dessen umfangreiches und klar gegliedertes Register rasche Orientierung ermöglicht.

Hans Koeltzsch: DER NEUE OPERNFÜHRER. Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart. 480 Seiten, 32 Bildtafeln mit 97 Abbildungen. Ganzln. DM 12,80.

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 1 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Januar 1960

Ernst Moritz Arndt und Ostpreußen

Ein Gedenkblatt zum 100. Todestage am 29. Januar



Am 29. Januar 1960 sind erst 100 Jahre vergangen, seit der Rufer für Vaterland und Freiheit, Ernst Moritz Arndt, sein Leben in der jetzigen Bundeshauptstadt Bonn beschloß.

Die Schuljugend von einst kannte die markigen Versen des patriotischen Schriftstellers: „Wer ist ein Mann? — Wer beten kann!" und das Lied auf den Feldmarschall Blücher: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" sowie: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte..!"

Aber gerade in der heutigen Zeit, da so viele deutsche Volksgenossen in Unfreiheit leben müssen, gewinnen Arndts Worte Bedeutung: *„Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Urelternvater beglückt; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt."*

Um den großen Mahner ganz zu verstehen, muß sein Lebensgang kurz gestreift werden. Am 26. Dezember 1769 wurde er zu Groß-Schoritz als Sohn eines rügenschen Gutspächters geboren, der noch ein leibeigener schwedischer Untertan war. Als er in Greifswald Theologie studiert und sich als Dozent für Geschichte habilitiert hatte, schrieb er sein erstes zorniges Buch über die Leibeigenschaft in Vorpommern und Rügen. Das hätte ihm fast die Ungnade seines königlichen Herrn in Stockholm zugetragen. Dann aber wurde der schwedische Neuvorpommer der leidenschaftlichste Kämpfer für Preußen und für Deutschland und wider den „Tyrannen" Napoleon.

Aber sein Kampf gegen den Korsen brachte ihm Ächtung und Verfolgung ein. Freiherr vom Stein berief ihn als Helfer und Mitarbeiter seiner Bemühungen und Bestrebungen um die Befreiung und die Erneuerung der sittlich-geistigen Kräfte Preußens nach Petersburg, das er nach der Konvention von Tauroggen verließ, um Stein nach Königsberg zu folgen. Gerade die Zeit in Ostpreußen und der Umgang mit führenden Persönlichkeiten gaben dem glühenden Patrioten frischen Auftrieb und neue Kräfte.

Arndt berichtet selbst über seine Eindrücke: „Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preußischen Würdenträger und angesehensten Männer; unter ihnen voranzustellen: der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön... Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum erstenmal erschien, der General York, der berufen war, gleichsam den ersten preußischen Anfang zu machen, eine starre, entschlossene Gestalt, eine breite gewölbte Stirn voll Mut und Verstand, um den Mund ein hartes sarkastisches Lächeln. Er sah aus wie scharf gehacktes Eisen; hatte es ferner gegen die Welschen in vielen Schlachten wohl erwiesen."



Die in Ostpreußen entfachte vaterländische Begeisterung ließ Arndt durch zahlreiche Flugblätter noch heller auflodern. Hier schrieb er die zweite Auflage seines „Kurzen Katechismus", dem er das bereits erwähnte Lied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" beifügte und den Aufsatz „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" Eine andere, auch hier verfaßte Schrift enthält das mitreißende Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Ostpreußen und Schlesien waren in der Befreiungszeit die Landstriche, sich zuerst zur Abschüttelung des französischen Jochs aufraffen.

Arndt berichtet weiter: „Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hierher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten, seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen anderen deutschen Zugvögeln, die noch ein bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt. — Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen."





Und wieder an anderer Stelle schildert er seine Eindrücke von jenen Personen, die er kennen lernte: „Dies waren leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienst zusprechen könnte, so reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig gewesen zu sein. Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Bessern und Edleren ihres Vaterlandes strebten. Ich lebte viel im Hause eines Jugendfreundes, mit welchem ich vor 15 Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungarn gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfere und begeisterte Jünglinge, seine Brüder, die Motherby, Friccius, von Fahrenheit, von Bardeleben und andere, die dem Vaterlande in der Not nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meisten Königsberger Abende, in dem Hause des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemahls einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war. — Auch sah ich oft den Geheimen Kriegsrat Scheffner, einen schönen liebenswürdigen Greis, Zögling des 7jährigen Krieges und seines Nachwuchses, weiland Freund und Genosse von Hamann, Kant und Hippel, berühmt durch seinen Geist und Witz, womit er auch damals noch funkelte. Man erzählt, die Ebengenannten und andere, die durch Schriften Preußens Ruhm sind, haben auf einer reichen Blumenwiese fleißige Lese gehalten."

Als Arndt in den letzten Märztagen 1813 Königsberg verließ, brannte in seinem Herzen die Liebe zu Johanna, der Gattin seines Freundes Motherby, die auch Wilhelm von Humboldt viel bedeutet hatte. Die kurze Spanne in Ostpreußen hat Arndt bis zu seinem Lebensende nie vergessen und sie als schönste auf seinem Daseinspfade bezeichnet.

Arndt lebte in einer Zeit bewegter deutscher Geschichte. Als der Kampf gegen den Unterdrücker Napoleon gewonnen war, wurde er abermals ein Rebell wider die Fürsten um seines Volkes willen und lebte in seinem eignen Vaterland bespitzelt und geächtet und nur von den Jungen geliebt und verehrt. Zur Zeit der Demagogenverfolgung wurde er seiner Bonner Professur entsetzt, ja, wurde seiner „Wanderungen" wegen zu Gefängnis verurteilt. Sehr spät erst wurde ihm wieder sein Lehrstuhl für Geschichte zurückgegeben.

Allen Heimatvertriebenen hat der große Pommer Worte geprägt, die heute besondere Bedeutung haben: *„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland".*

Hermann Bink

Die Darstellungen zeigen in der Reihenfolge Graf Yorck von Wartenburg, Kriegsrat J. G. Frey, Theodor von Schön, Johann Georg Scheffner und Alexander Graf zu Dohna (nach zeitgenössischen Bildern).

Plauderei mit dem Bühnenalmanach des Jahres 1923

Wieder einmal gibt es neue Bühnenalmanache. Kürzlich fiel mir beim Stöbern in alten, fortgelegten Büchern der Almanach aus dem Jahre 1923 in die Hände. Fast ein Menschenalter ist es alt. Einen Augenblick lang mußte ich bei ihm verweilen und mich mit ihm unterhalten. Welche Fülle von Eindrücken sind doch seit diesem Jahre über die Bretter des Theaters und ebnso über die Bretter der Welt gegangen!

1923 war ein weltpolitisch und wirtschaftlich äußerst kritisches Jahr. Es drängte mich, nachzuschauen, wie es damals an den Theatern aussah. Sprach man in dieser krisenreichen Zeit auch von einer Krise am Theater wie heute im Zeitalter des Wirtschaftswunders?

Staunend entdeckte ich als erste eine Fülle von Bühnen. Große, mittlere, kleinere, kleinste und Schmieren. Alle waren ihrem Vermögen nach Musentempel und gaben eine Vielzahl von Komödianten aller Fakultäten ein reiches Feld der Betätigung und der Bewährung. Welch ein Gegensatz zu heute! Unmöglich, alle Bühnen beim eiligen Durchblättern zu erfassen.

Ich stieß auf den Namen einer ostpreußischen Stadt, einer jener Städte also, die im Augenblick für uns verloren scheinen, und die — leider nach Meinung vieler Menschen — doch so weitab aller Kultur lagen, daß man sie gar nicht zählen könne. Da mußte ich im Geiste eine rasche Fahrt durch Ostpreußen machen und — ohne mich einmal um all die großen Kollegen zu kümmern, die aus diesem Land und von diesem Land hervorgegangen sind, um sich die Welt zu erobern — mir seine Kunststätten des Jahres 1923 anschauen, so wie sie die kleinen Randnotizen und Anhängsel an den Namensaufstellungen mir darstellten.

Da taucht zuerst die Stadt A l l e n s t e i n auf. Wohnungen besorgt das Landestheater, steht zu lesen. (Wenn das heute doch auch alle Theater machen würden!) Der Durchschnittspreis betrug im Monat September (1923) für ein möbliertes Zimmer im Hotel Kronprinz 20 Millionen Mark. (Nun ja, damals waren halt alle Menschen Millionäre, sie hatten es also das.) Der Mittagstisch kostete etwa 15 Millionen Mark. Das Hotel Kronprinz gewährte in jenem Jahre den dort engagierten Mitgliedern oben angeführten sehr ermäßigten Preis. (Man denke! Wie herrlich wäre es, gäbe es heute ähnliche Kunstmäzene!)

Von der nächsten ost-westpreußischen Stadt Elbing liegt leider keine besondere Notiz vor. Schade. Aber dann kommt da gleich die Landeshauptstadt K ö n i g s b e r g mit ihren drei Bühnen: dem Stadttheater, der komischen Oper und dem neuen Schauspielhaus. Die Preise sind im allgemeinen hoch. (Dafür war man eben in der Landeshauptstadt.) Heute erheben sich die Preise in den Provinzstädten noch über die in den Landeshauptstädten!) Wohnungen besorgte der Requisiteur. (Das muß ja ein Muster der Menschenfreundlichkeit gewesen sein!)

Übrigens ist zu beachten, daß dazumal die Kollegen von der Oper auch noch im Schauspiel mitwirkten, die Chorherrschaften zu kleinen Rollen herangezogen wurden und die Tänzerinnen im Chor mitsingen mußten. (Damals also fand vielleicht der mädchenumschwärmte Tenor keine Gelegenheit, sich über den schauspielenden Heldenvater zu erheben, spielte er ihn doch womöglich selbst!) Die historischen Kostüme waren damals im Fundus noch eine Seltenheit, vermerkt doch dieses und jenes Theater ausdrücklichst und mit viel Stolz, wenn die historischen Gewänder den Solisten und den Chorherrschaften geliefert werden konnten.

Auch die kleine Stadt L y c k weist keinen besonderen Bericht über die Zeit auf. Jedoch scheint mir eine Besonderheit allein schon darin zu liegen, daß eine Stadt von nur 18 000 Einwohnern ein Theater mit allen drei Sparten (!) ihr eigen nannte. Gibt es doch heute Städte, die das zehnfache an Einwohnern zählen und nicht ein winziges eigenes Ensemble einer einzigen Sparte aufzuweisen haben! Zudem zählte das Theater in Lyck 700 Plätze. Was muß das für eine kunstbegeisterte kleine Stadt gewesen sein! Heute bauen große Städte für 200 000 Einwohner [ein Theater, das auch nicht mehr Plätze zählt. Da wünscht man sich doch nach Lyck zurück!

M e m e l gehörte im Jahre 1923 zu dem von den Litauern besetzten Gebiet. Hier besorgte das Wohnungsamt die Wohnungen. (Da schau her! Ich ahnte nicht, daß das Wohnungsamt eine so alte Einrichtung ist! Aber solche Institutionen überdauern eben eher die Zeiten als alle Stätten der Musen. Leider!) Die Preise sind in Lit angegeben, man versteht also von den Zahlen nicht viel. Doch wird ausdrücklichst betont, daß man für Lebensmittel und Kohlen Friedenspreise bezahlt. Als Gemeinnützige Anstalten sind die Stadtbücherei und die städtische Schwimmanstalt genannt. (Das Haff und die Ostsee werden nicht erwähnt, und sind doch beide so gemeinnützig gewesen, wie nur irgendwas!)

Die letzte ostpreußische Stadt im Almanach ist Tilsit mit seinem Grenzlandtheater. Lebensmittel und Kohlen werden hier mäßig teuer eingekauft. (Ich kenne die Tilsiter, sie verstanden zu leben!) Die Wohnungen besorgte eine Theaterdeputation. Ein möbliertes Zimmer kostete dazumal zwei bis vier Pfund Butter, so steht nachdrücklichst geschrieben. (Und diese Butter kriegte man noch ich weiß billig, in „Übermemel" im kleinen Grenzverkehr billig zu kaufen. Glückliche Stadt! Heute brauchte man für ein möbliertes Zimmer zehn Pfund Butter, wenn nicht sogar zwanzig und mehr!)

Hier schloß ich schnell den Almanach mit einem schmunzelnden und einem resignierenden Auge. Beschlich mich doch das unwiderstehliche Gefühl, daß es in jener Zeit der Wirtschaftskrisen um das Theater besser gestanden haben müsse als heute im Zeichen des Wirtschaftswunders. Gewiß war Geld weniger vorhanden, dafür aber waren die Herzen, der Geist und die Seele bereit, für die Musen des Theaters zu leben!

Vor 150 Jahren in Königsberg

(I)

Wir lesen in der „Kgl. Preuß. Staats-, Krieges- und Friedenszeitung" [1], Königsberg vom 1. Januar 1810:

„Die Schimmelfennigsche Tabacks-Fabrike allhier in der Junkergasse [2]) macht bekannt, daß die Preise von ordinairen Rauchtabacken vom neuen Jahr 1810 ab herabgesetzt sind. Preis-Noten können daselbst abgehohlt werden."

„Dem handelnden Publiko wird hierdurch bekannt gemacht, daß die Kaufleute Johann Ernst Wolter und Joachim Christoph Steffens, gemäß Contract vom 6. November c., welcher unterm 12ten huj. gerichtlich verlautbaret, und dato per Decretum bestätiget worden, eine Gesellschafts-Handlung unter der Firma Steffens et Wolter [3] errichtet haben.

Kgb. den 20sten Dec. 1809.
Director u. Räthe Es. Wett- u. Handlungs-Gerichts.

Kgl. Preuss. Haupt- u. Residenz-Stadt."

„Wir haben ein vollständiges Wein-Lager errichtet und sind bei uns alle Gattungen Weine und andere Getränke in den in der Kneiphöfischen Langgasse unter dem Hause 313 [4] eröffneten Keller von Oxhoft [5] bis zum 1/4 Stof [6] zu haben. Wir versichern die resp. Käufer, welche uns ihr gütiges Vertrauen schenken, mit recht gutem Getränke zu den billigsten Preisen zu bedienen.

Steffens et Wolter."

„Die Herren Actionairs d. hiesig. Schauspielhauses werden eingeladen, sich auf den 31sten Januar 1810 Vorm. um 10 Uhr in dem Neuen Schauspiel-Hause [7] zu versammeln, um sich über den ihnen vorzulegenden Gesellschafts-Vertrag zu erklären und solchen zu vollziehen. Zugleich sollen die Actien gegen Zurückgabe der Interims-Scheine ausgewechselt werden. Die auswärtigen Herren Actionairs bestellen hier Bevollmächtigte. Die Ausbleibenden werden dem Beschlusse der Mehrheit der Anwesenden für beitretend angesehen, so wie sie, so lange sie ihre Actien nicht in Empfang genommen haben, von den Rechten der Mitglieder der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben.

Kgb. den 21sten December 1809.
Comité der Actionairs des Schauspiel-Hauses."

„Zu verpachten in Königsberg. Der blaue Krug [8] am Rossgärter Thor mit Stallungen, Einfahrt und Gartenland ist von Ostern ab zu verpachten. Der diesfallsige Licitations-Termin ist auf den 6. Januar c. Nachm. um 3 Uhr in dem Hause Nro 113 in der Rossgärtschen Predigergasse anberaumt. Nähere Auskunft über die Verpachtungs-Bedingungen sind in der im genannten Kruge befindlichen Schmiede einzuholen."

H. M. Mühlpfordt

[1]) spätere Hartungsche Zeitung.

[2]) im barocken Hause Junkerstr. 8, später „Nummer Sicher" und Polizeipräsidium bis 1912. Vorher war Sch. Fabrikinspektor bei der Tabaksregie.

[3]) 135 Jahre fast haben sich, zuerst im damals beliebten Keller, dann in den schönen oberen Räumen die Königsberger Weinkenner wohlgefühlt!

[4]) noch im selben Jahre 1810 erhielten die Häuser Straßennummern: Kneiph. Langgasse 27.

[5]) cr. 200 Liter.

[6]) 1 Stof = cr. 1 Liter.

[7]) Stadttheater, seit 1922 Opernhaus. Es war nach dem Brande am 1. Juli 1808 am 9. Dezember 1809 wieder eröffnet worden.

[8]) Zu Caspar Steins Zeit (1644) befand sich auf dem Rossgarten auch noch Der Rote Krug und Der Graue Krug. 1810 waren diese schon verschwunden.

*

Königsberger Zeitungssammlung

Die Jahrgänge 1813 bis 1815 der „Königl. Preuß. Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung" konnten kürzlich vom Berliner Landesarchiv aus Privathand erworben werden.

Mit Schlittenpost durch Ostpreußen

Robert und Clara Schumanns Petersburger Reise

Es war ein bitterkalter Tag, der 27. Januar 1844. Von der Parochialkirche zu Berlin schlug es eben 12 Uhr, als sich auf dem Dönhofplatz die vierspännige Fahrpost schwerfällig in Bewegung setzte. „Ach du mein lieber Gott, muß ich schon wieder fort, auf die Chaussee, ohne Kaffee ..." blies der Schwager, nachdem das Frankfurter Tor passiert war, die Pferde griffen aus und in vorgeschriebenem Tempo rollte der Postwagen durch die verschneite Mark in Richtung Eberswalde. Endziel der Reise war Königsberg in Preußen, denn zur Biedermeierzeit gab es ja noch keine Bahnverbindung nach dem Osten, und die 98 Meilen lange Strecke mußte mit der schnellen Berliner Post zurückgelegt werden.

In dem dicht besetzten Wagen saßen, in Kissen und Plaids gehüllt, Robert und Clara Schumann. Trotz ungünstiger Jahreszeit hatten sie sich auf dringliche Einladungen vieler Verehrer ihrer Kunst doch noch zu einer Konzertreise nach St. Petersburg (dem heutigen Leningrad) entschlossen; denn das reiche Petersburg war zu damaliger Zeit eine Art Mekka aller europäischen Künstler von Weltruf. Unterwegs waren noch Konzerte in Königsberg und im Baltikum vorgesehen.

Halb erstarrt vor Kälte und tüchtig durchgerüttelt waren die beiden Reisenden heilfroh, „schon" am Montag, den 29. Januar, abends 7 Uhr in Königsberg einzutreffen, wo ein gut durchheiztes Zimmer im „Hotel de Russie" auf sie wartete. Clara Schumann gab am 2. und 3. Februar vielbejubelte Klavierkonzerte im Königsberger Stadttheater. Inzwischen hatte Robert Schumann zwei Plätze für die nach Riga abgehende Fahrpost beim Tilsiter Oberpostdirektor Nernst bestellt. Postwendend kam die Antwort mit einer herzlichen Einladung:

„Tilsit, am 1. Februar 1844

Ew Wohlgeboren geneigtes Schreiben vom gestrigen Tage habe ich soeben empfangen die Ehre gehabt und mich sogleich beeilt, Ihnen die beiden Plätze zur leichten Post nach Riga für Montag in Tauroggen zu sichern. Ich hoffe, Ihnen morgen früh die Antwort, daß Sie die Plätze haben, in Königsberg zugehen zu lassen.

Es haben nun aber meine Frau und ich die ganz gehorsame Bitte an Sie und Ihre illustre Frau Gemahlin, daß Sie am Sonntag möglichst früh von dort aufzubrechen geneigen wollen, damit wir des Glückes teilhaftig werden, Sie am Abend möglichst lange bei uns zu besitzen. Nach Tauroggen, von wo die Post erst um 10 Uhr morgens abgeht, kommen Sie doch noch hinlänglich. Es wird sich doch noch so manches finden, worüber ich Ihnen mit Rat und Tat zur Hand gehen könnte, was mir zur größten Ehre gereichen würde.

Der gnädigen Frau mich zu Füßen legend bin ich
Hochachtungsvoll ergebenst
Nernst."

Nun, es wurde dann auch ein langer und genußreicher Abend im gastfreien Nernstschen Hause in der Hohen Straße in Tilsit. Früh um 6 Uhr war das Künstlerpaar mit dem Schlitten von Königsberg abgereist und trotz hindernder großer Schneeverwehungen auf den Straßen bereits um 7 Uhr abends in Tilsit. Bis nach Mitternacht wurde bei Nernst's ausgiebig musiziert, obwohl nur noch ein paar Stunden Schlaf bis zur Weiterreise blieben. Robert Schumann schreibt über diesen Tag in seinem Reisebuch:

„Früh 6 Uhr Abfahrt von Königsberg auf Schlitten mit Extrapost, trüber, schneeiger Tag, nichts Interessantes. Tilsit. Oberpostdirektor Nernst: Am Abend bei ihm, gebildeter Kreis. Eine Sängerin Demoiselle Demant aus Königsberg. Die Frage nach den Etudes symphoniques. Clara spielte sehr schön!"

Und Clara Schumann fügt ergänzend hinzu:

„Wir verbrachten den Abend beim Postmeister Nernst, eine höchst liebenswürdige Familie. Ich spielte viel, trotzdem daß ich noch nach dem am Vorabend gegebenen Konzerte in Königsberg die halbe Nacht packte und früh 5 Uhr aufgestanden und den ganzen Tag gefahren war. Früh 4 Uhr von Tilsit mit Extrapost. Fahrt über den zugefrorenen Njemen (Memelstrom), sehr grausig, dann russische Grenze."

Ob Clara Schumann an diese ihr grausig erscheinende Überfahrt über Eisschollen zurückdachte, als 10 Jahre später ihr bereits umnachteter Mann sich in den Rhein stürzte? — Jenseits der russischen Grenze, im russischen Tauroggen, wartete bereits die bestellte Postchaise auf die Reisenden, von der Clara ganz entzückt ihrem Vater Wieck berichtet, „daß diese gleichfalls sehr schön und bequem war und nur 2 Sitze im Innern hatte".

Nach erfolgreichen Konzerten in Libau, Mitau, Riga und Dorpat sowie auf einigen großen Gütern kamen Schumanns am 4. März 1844 endlich in St. Petersburg an. Eine überaus anstrengende Reise von insgesamt 274 Meilen lag hinter ihnen und eine kostspielige noch dazu, denn allein auf der russischen Strecke hatten sie pro Person 153 Rubel und 65 Kopeken Taxe entrichten müssen, für damalige Verhältnisse sehr viel Geld!

Mit Ehrungen und Geschenken überhäuft, aber reichlich abgespannt — denn man schleppte sie in Petersburg von Einladung zu Einladung — wurde am 18. Mai 1844 die Rückreise angetreten. Diesmal ging es per Schiff von Kronstadt nach Swinemünde, so daß am 30. Mai die Eltern ihre Kinder in Leipzig wieder in die Arme schließen konnten. — Wie leicht und bequem haben es doch heuzutage die Künstler, viel weitere Entfernungen in ganz kurzer Zeit zurückzulegen!

Nach dem Tode von Robert Schumann gab Clara im Dezember 1865 noch einmal ein Klavierkonzert in Königsberg; aber jetzt fuhr schon die Ostbahn. Nach Tilsit jedoch ist sie nicht mehr gekommen. Dafür gastierte ihre Stiefschwester, die Pianistin Marie Wieck, während einer Konzertreise nach Ostpreußen im Herbst 1869 in Tilsit.

ha.

Sollte aber ein Wandel eintreten und Ungerechtigkeit, Lauheit im Glauben, Parteiwesen oder das Laster den Sieg über die Tugend davon tragen, was Gott auf ewig verhüten wolle, dann wünsche ich dem preußischen Staat, daß er in kürzerer Zeit untergehe, als er bestanden hat.

FRIEDRICH DER GROSSE
(1731 an den Kammerjunker von Natzmer)

Carl Langes bleibende kulturelle Verdienste

Bei der Zehnjahresfeier der Landsmannschaft Westpreußen als Bundesorganisation am 19. April letzten Jahres in Berlin verlieh der Bundesvorstand als erstem Träger den westpreußischen Kulturpreis dem in Bremen lebenden Schriftsteller Carl Lange. Bevor jedoch die feierliche Aushändigung der Ehrenurkunde, verbunden mit einer Ehrengabe, an Carl Lange erfolgen konnte, starb er am 30. Mai 1959 mit 74 Jahren. In einer am 8. November 1959 in Düsseldorf veranstalteten Carl Lange-Feierstunde der Landsmannschaft Westpreußen, Kreisgruppe Düsseldorf, wurde nun Frau Maria Lange, der Witwe des Schriftstellers, die Ehrenurkunde und dazu eine beschriftete Silberschale im Namen des Westpreußen-Bundesvorstandes von Dr. Fritz Pudor mit warm empfundenen Gedenkworten für den Verblichenen überreicht. Die Ehrenurkunde hat folgenden Wortlaut:

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Westpreußen verleiht als erstem Träger seinen westpreußischen Kulturpreis an den Schriftsteller Carl Lange. Er hat sich nicht nur um Westpreußen, sondern um den deutschen Osten überhaupt bleibende Verdienste erworben. In den Jahren vaterländischer Not, die der Gewaltfriede von Versailles über das zerrissene Westpreußen brachte, hat er in den „Ostdeutschen Monatsheften", früher von Danzig-Oliva und heute von Bremen aus, ein kulturelles Bindeglied und einen künstlerischen Mittelpunkt geschaffen, der Deutschland mit seinem Osten und seine Künstler untereinander verband und verbindet. Er setzte seine Freiheit und seine Existenz ein, um unentwegt für die Wiedergewinnung des deutschen Ostens in Frieden und Freiheit zu wirken.

Berlin, den 19. April 1959

Landsmannschaft Westpreußen,
Bundesorganisation
Dr. Hans Kohnert, Sprecher

Ein vortreffliches Lebensbild Carl Langes entwarf Marjan Hepke, der letzte Kulturschriftleiter der „Deutschen Rundschau" in Bromberg. Er würdigte den verblichenen Schriftsteller als Dichter und bedeutenden Kulturträger mit der Herausgabe und geistigen Gestaltung der „Ostdeutschen Monatshefte".

Das Gedicht unserer Zeit

Neues aus der Werkstatt des „Karlsruher Boten"

Wiederholt haben wir auf das rührige Unternehmen, in Anlage und Absicht, dem Gedicht in unserer Zeit eine Heimstatt zu schaffen, hingewiesen. In den letzten drei Monaten ist wieder eine stattliche Reihe von neuen Tieln erschienen, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen möchten. Es sind dies:

„Bunter Schneeballen", Weihnachtsband, Gedichte und **Erzählungen**. Gewidmet der achtzigjährigen **Agnes Miegel**. Geschmückt mit vielen zumeist ganzseitigen, farbigen Linolschnitten von Fritz Möser. (DM 5,—). — **„Amaryllis"**, Neue Frauenlyrik. Hrgg. von Kurt Rüdiger, illustr. von Fritz Möser. — Kurt Rüdiger: **„Lieder für Helene"**, Gedichte und Lieder. 80 S. — **„Alte englische und schottische Balladen"**, übertragen von Kurt Rüdiger, illustr. von Fritz Möser. — Agnes Müller - von Brockhausen: **„Über dem Staub"**, Gedichte. — Joachim Sparre: **„Saite über gehöhltem Stein"**, Gedichte. — Sophie Fleischhauer: **„Ich traue auf den Herrn"**, Kleine Lieder aus Alltag und Sonntag. — Arthur Mettler: **„Armentrost"**, Gedichte. — Kurt Rüdiger: **„A und O"**, Gedichte. (DM 2,—, 3,— und 5,— je nach Umfang).

Für das Jahr 1960 sind 17 neue Veröffentlichungen vorgesehen, darunter 4—5 Anthologien. Ein Jahresabonnement kostet DM 30,— (gegenüber DM 60,— bei Einzelbezug). Außerdem berechtigt ein Abonnement, in den Anthologien eigene Lyrikbeiträge zu veröffentlichen. Alle Freunde des Gedichts finden in dem Freundeskreis des „Karlsruher Boten" einen Kreis gleichgesinnter Menschen.

Bestellungen und Anfragen nur direkt an: Kurt Rüdiger, Karlsruhe, Weinbrennerstraße 47.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

Blicken wir noch einmal in das 14. Jahrhundert zurück.

Der wilde Kampf um Glauben und Freiheit war im Preußenlande beendet, als Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen 1309 seinen Regierungssitz von Venedig in die 1274 erbaute Marienburg verlegte und gebot, daß fortan jeder Hochmeister von hier aus als unumschränkter Herrscher des fest fundierten Staates regieren und an Macht und Rang einem weltlichen Souverän gleich sein werde. An Stelle mönchischer Askese, Frömmigkeit und Reinheit der Sitte waren andere Anschauungen von Welt und Leben getreten und der Hang zum Wohlleben.

Unter Hochmeister Luther von Braunschweig (1331—35) hatte die Blütezeit des Ordens begonnen, und die Marienburg war eine Art Hoflager geworden. Da der Hochmeister selbst eine umfassende wissenschaftliche und künstlerische Bildung besaß und selbst dichtete (u. a. die Legende von der im Ordenslande verehrten hl. Barbara in deutscher Sprache), so fanden bald höfische Dichter und Sänger den Weg zur Marienburg. In jenen Jahren zeigten sich die Anfänge ostdeutscher Literatur und des bis dahin unbekannten Kirchengesanges.

In Deutschland war die Minnesängerzeit, und Idol der ritterschaftlichen Jugend war die berühmte Tafelrunde des Königs Artus. Man dürstete nach gleichen Heldentaten, wie sie des Britenkönigs Mannen vollbracht hatten. Jedoch war hierzu im eigenen Lande kein Raum; aber dort oben in Pruzinlant gab es noch viel der Feinde Christi, wo jeder Ritter durch Ausrottung möglichst vieler Heiden noch Taten vollbringen konnte („in Prusin, da ward er czu riter"). War der blutige Eroberungskrieg 1233—83 im Sinne der strengen Ordensstatuten ein religiöser Kreuzzug gewesen, der Weiber, Kinder und Greise verschonte, so waren die jetzt beginnenden Kreuzfahrten gen Ostland reinste Abenteuerlust und daher eine Karikatur. Man hat die Andersgläubigen mit Pfeil und Bogen und Jagdspeer wie Wild gejagt, so u. a. in dem immer noch aufsässigen Samland, im waldreichen Gebiet um die 1240 erbaute Neidenburg, im Sudauerland jenseits der großen „wildnus".

Unter der Teilnehmerzahl vermerkt die Ordenschronik viele hohe Gäste, u. a. Kaiser Heinrich IV., die Könige Johann von Böhmen und Heinrich IV. von Engelland, die Herzöge Günther von Schwarzburg, Ruprecht von der Pfalz, Albrecht III. von Österreich, die Helden von Crezy und von Azincourt aus Frankreich. Der Orden fühlte sich hochgeehrt, trugen doch die vornehmen Gäste seinen Ruhm in alle Lande, und beschloß die Heidenjagden mit reichen Gastmählern auf der Marienburg. Der auf den Weinbergen um Thorn und Königsberg gereifte Ordenswein, von hochbezahlten Winzern aus Süddeutschland und Italien gekeltert, floß in Strömen.

So erzählt der Chronist, daß einst Herzog Rudolf von Bayern den randvollen goldenen Pokal mit einem Zuge geleert und ausgerufen habe: „Lang mir noch einmal den Becher her, der Trank ist echtes Öl, davon einem die Schnauze anklebet!"

Zu spät scheint der Orden erkannt zu haben, daß die ihm befreundeten Kriegsscharen doch gar zu viele seiner neuen Untertanen zur Ehre Gottes erschlügen; denn mancher Kreuzfahrer beklagte sich nun, daß der Orden immer wieder aus nichtigen Gründen keine „Reisen" zu den Heiden unternommen habe. Auch wird es den Ordengebietigern wohl leid geworden sein, für ihre Gäste tief in den Säckel greifen zu müssen. So borgten auf Ritterwort der König von Böhmen einmal 13 000 Schock Groschen, Wilhelm IV. 3000 preuß. Mark und Herzog Albrecht von Österreich, der sich seine Kreuzfahrt von dem eigens dafür mitgebrachten Wappen- und Heldendichter Peter Suchenwirt an hochmeisterlicher Tafel verherrlichen ließ, sogar 16 000 Goldgulden. Dem Orden verblieb aber die unschätzbare Ehre, mit hochmögenden Fürstenhöfen freundschaftlich verbunden zu sein.

Der erschütternde Appell der Städte und ritterschaftlichen Stände vom Jahre 1440 an den milden und gerechten Hochmeister Paul von Nußdorf verhallte leider ungehört; dafür sorgte schon die allmächtige Ordenshierarchie. Wider die Rechtsbeugung im Lande schlossen sich daher die Städte zu einem Schutz- und Trutzbündnis im „Preußischen Städtebund" zusammen, die Ritterstände fanden sich in einem Geheimbund, dem „Eidechsenbund". Nur der arme „pauersman" stöhnte weiter im harten Scharwerk und arbeitete unverdrossen für seinen Herrn und die Landesherrschaft. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Als 1453 im Lande der Bürgerkrieg mit aller Wut und Grausamkeit ausbrach, der als „Preußischer Städtekrieg" unrühmlich in die Geschichte einging, da mußte er tatenlos zusehen, wie die eine oder die andere Partei sein weniges Vieh wegtrieb, die armselige Hütte anzündete, wenn es nicht gar ihm selbst und den Seinen an den Kragen ging. Denn von vielen schrecklichen Taten weiß die Chronik aus jenen dreizehn Jahren Krieg zu berichten.

Die Städte, zu schwach und zu schlecht bewaffnet, gingen den Polenkönig um Hilfe gegen den Orden an, worauf dieser schon gewartet hatte. Vorerst schickte er ihnen seine berüchtigten böhmischen Hilfsvölker. Sie brannten nicht nur Ordensburgen nieder und fielen sengend und mordend nicht nur in ordenstreue Städte. An Greueltaten standen die Truppen des Ordens nicht nach, so daß schließlich niemand Freund und Feind mehr unterscheiden konnte. In jenen dreizehn Jahren hat Preußen dasselbe erlitten wie Deutschland im Dreißigjährigen Kriege. Von damaligen Schicksalen einiger Städte des Ordenslandes soll hier kurz berichtet werden.

Der Frauenburger Dom wurde von den Böhmischen ausgeplündert und diente mehr als ein Jahrzehnt als Pferdestall. Die Stadt wurde eingeäschert. Als der Heilsberger Bürgermeister den böhmischen Hilfstruppen freiwillig die Stadttore öffnete, um die Stadt vor Brandschatzung zu bewahren, konnte Bischof Franz Kuhschmalz, ein gebürtiger Schlesier, nur mit knapper Not entkommen. Bis 1461 lagen die Kriegsknechte in dem geplagten Städtchen, bis Bischof Paul von Legendorf gegen Zahlung von 10 000 Goldgulden die den Böhmen für rückständigen Sold verpfändete Bischofsburg wieder auslösen konnte.

Stadt und Schloß Neidenburg waren einmal in Händen der Städtebündler, einmal wieder vom Orden erobert. Schließlich standen vom Städtchen nur noch Ruinen, und die Bevölkerung war teils erschlagen, teils geflohen. Marienwerder, seit 1311 letzte Ruhestätte Siegfried von Feuchtwangens, wurde gänzlich eingeäschert. Nach kurzer Belagerung wurde im Juni 1457 die Marienburg von Städtebündlern und Polen erobert. Hochmeister Ludwig von Erlichshausen floh unter großen Gefahren nach Königsberg, das die Kriegsfurie verschont hatte. Seit 150 Jahren hatten auf der Marienburg meist willensschwache Männer in Pracht und Glanz geherrscht. Keiner ist nachher mehr dorthin zurückgekehrt. Bis 1925 versahen die Hochmeister auf dem Königsberger Schloß in polnischer Abhängigkeit ihr Scheinamt, bis die Reformation den Deutschen Ritterorden für immer hinwegfegte. Der letzte Ordenshochmeister Albrecht von Brandenburg wurde erster Herzog in Preußen.

Als 1466, zum zweiten Male in einem Jahrhundert, der Ritterorden auf der Thorner Burg den ihm von Polen diktierten Frieden unterzeichnen mußte, war übergenug Blut im Lande geflossen, Städte und Dörfer zerstört. Und das Volk hungerte und wurde durch Seuchen noch mehr dezimiert. Pommerellen, das Kulmerland, Burg und Stadt Marienburg und das ganze umliegende Gebiet, Christburg, Elbing und das Bistum Ermland fielen als „Preußen polnischen königlichen Anteils" als selbständige politische Einheit in Form einer Personalunion an die Krone Polens. Das 1422 geplante Vorhaben war jetzt gelungen. Der Ritterorden erhielt den verbleibenden Restteil als polnisches Lehen mit der offiziellen Benennung „Preußen des Ordens" zugeteilt. Mit diesem Namen ist das Land der untergegangenen Stammpreußen für immer verewigt geblieben.

Der undurchdringliche breite Waldgürtel hatte auch diesmal das Memelstromland Schalauen vor dem Kriege bewahrt. Erfreulicherweise hielt sich Litauen an den bestehenden Friedensvertrag und fiel nicht ins Land, obwohl jetzt Gelegenheit gewesen wäre. Aus Klugheit hat sich die Ordensburg Ragnit bereits 1453 dem „Preußischen Städtebund" angeschlossen, da sie mehr Schutz erhoffte, auch vom polnischen König. Mit Ragnit ist auch die „filiale zur Tils", die Ordensburg Tilsit, zum Gegner des Ordens übergegangen. Kriegerische Handlungen sind am Memelstrom damals nicht gewesen, wohl aber kamen viele Flüchtlinge aus dem Landesinnern und suchten hier Zuflucht. Im Lehensbrief des Königs wird ausdrücklich „Schloß Ragnit" als dem Orden gehörig aufgeführt. Damit hatte Ragnit seine einstige Bedeutung als wichtigste Grenzburg an der Memel verloren. Bald sollte das kleine Tils die erste Rolle am ostdeutschen Schicksalsstrom zu spielen beginnen.

(Wird fortgesetzt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Die Penaten von Königsberg

Erzählung von Margarete Kubelka

Er hatte in Königsberg klassische Philologie studiert. Manche sagten, es sei ein trockenes Fach, aber für Robert waren die Dinge warm und erfüllt von einem Leben, das seine Gültigkeit und seine Ideale über zwei Jahrtausende hinweg in diese illusionsarme Welt der Autos und Maschinen hinübergerettet hatte. Und er ging mit Caesar und Cicero durch seine lauten und hastenden Tage, wie ein anderer vielleicht mit Bubi Scholz und Sophia Loren. Sie waren ihm ebenso nahe wie seinen Zeitgenossen die Helden aus Alltag und Roman, die der gegenwärtigen Daseinsform auf ihre Weise Gesicht und Stimme liehen, und das Latein, von dem man sagte, daß es eine „tote" Sprache sei, war für ihn der Ausdruck einer unerbittlich den Gesetzen der Logik wie der Gesellschaft verpflichtenden Haltung.

„Verstaubte Weisheit", sagten manche, die ihn kannten, und lächelten. Vielleicht, dachte Robert. Es würde sich zeigen. Noch hatte seine Welt die Probe nicht bestanden.

Dann kam der Krieg. Endlose Fußmärsche, Dreck, Blut und Granaten. Robert war einer von vielen, denen das gleiche Kleid und die gleiche Angst nur allzuoft ihr eigenes Gesicht verwehrte. Das „Bellum gallicum" machte den Weg eine Weile in der Tasche seines grauen und verdreckten Militärrocks mit. Aber der Krieg der Speerschleuderer und Reiter verblaßte allmählich vor dem Kriege der Panzer und Flugzeuge und hatte keine Wirklichkeit mehr. Und der berühmte Übergang über die Rheinbrücke war plötzlich wie die Figuren aus einer Spielzeugschachtel, klein, hölzern und unsagbar primitiv. Irgendwann verlor sich dann das Buch einmal, als sie zum Rückzug aufbrachen. Es wurde nicht ersetzt.

Und dann war der Krieg auch einmal zu Ende. Sie gingen alle nach Hause — zu ihren Pflügen, ihren Maschinen, ihren Büchern. Manche auch nicht. Für die stand ein anderer bei Pflug und Maschine oder las in ihrem Buch. Robert konnte in seine Heimat nicht zurückkehren. Und da, wo man ihn bleiben ließ, waren alle Stellen an den Bibliotheken besetzt. So wurde Robert Landarbeiter. Er stand mit den Hühnern auf und ging zu Bett, wenn die Sonne es ihm vorschrieb. Bücher standen im Schrank und waren tot, weil keiner in ihnen las. Sie hatten keine Gültigkeit mehr. Homer und Catull und Horaz waren gestorben.

Eines Tages fand Robert bei einem Freund ein altes Buch. Es war die Aeneis, und er blätterte ein wenig darin, weil er die Sprache, in der sie geschrieben war, einmal gekannt hatte. Aber es war eine andere Sprache geworden. Jede Weichheit war aus ihr gewichen und nur die harte Konsequenz ihrer Durchdachtheit war ihr geblieben.

Aber da war dann eine Stelle: „. . . sunt lacrimae rerum . . ." Es gibt Dinge, die nur mit Tränen beantwortet werden können. Dinge, die ein Recht auf die Tränen haben.

Wie schön! Robert blätterte weiter. Ganz tief mußte er erschrecken, bevor er die Dinge wieder erkannte, die einmal sein gewesen waren.

Da war Aeneas, aus dem brennenden Troja geflohen und zu langer Irrfahrt verdammt. Und er hatte nichts aus dem Untergang seiner Heimat gerettet als den alten Vater, den er auf dem Rücken aus den Flammen getragen hatte, und die Penaten, die Götter seines Herdes. Das aber hatte gereicht, um damit Rom zu gründen, die ewige, die heimatliche Stadt.

Wie die Dinge wieder lebendig wurden! Hatte nicht auch ihm das Schicksal diese Dinge aus dem Brand seines Besitztums mitgegeben: das Wissen um seine Herkunft, die Verantwortung vor seinen Ahnen und die Penaten — heimatliche Götter, die da heißen, Tapferkeit, Liebe und Wille zum Leben und zu seiner Aufgabe?

Aeneas hat Troja nie so sehr geliebt wie dann, als es in Flammen aufging, und wir lesen aus jedem Wort, das er Dido erzählt, den Schmerz um die verlorene Heimat. Aber stärker als dieser Schmerz war Jupiter, und stärker als selbst dieser war das Fatum. Das Fatum hatte ihm befohlen, sich und den Seinen eine neue Heimat zu schaffen, und die Bilder der Götter von Troja dort aufzustellen, wo ihm das Bleiben gegönnt war.

Robert dachte nach. Wer hinderte ihn daran, die Penaten von Königsberg hier, hier in West-Deutschland aufzustellen? Es waren einmal seine Götter gewesen, gute Götter, und ihre Namen waren: Selbstvertrauen, Lebensfreude, Mitgefühl und Arbeit.

Es ist an ihm, ihnen die Treue zu halten.

Aber der Alltag . . .

Manchmal ahnst du: das Leben ist groß,
so groß, so weit wie das weite Meer,
so dunkel wie deine Träume sind,
so ewig wie Licht von den Sternen rinnt,
und von der Last des Gewesenen schwer.

Und du magst dich nicht länger beschirmen,
sehnst dich plötzlich nach wilden Stürmen,
die an den Baum deiner Seele rütteln,
goldene Früchte zu Boden schütteln . . .
aber der Alltag läßt dich nicht los!

Und statt mit mächtigen Flügelschlägen
adlergleich dich zur Sonne zu tragen,
wirst du unter dem Zwange der Dinge
nur zu dem schillernden Schmetterlinge,
der um Blumen und ganz geringe
Gräser gaukelt in schüchternem Kreis
und von Fernen und Sternen nichts weiß . . .

Wolfgang Federau

Vorurteile

Liebe und Haß verfälschen unser Urteil gänzlich: an unseren Feinden sehen wir nichts als Fehler, an unseren Lieblingen lauter Vorzüge, und selbst ihre Fehler scheinen uns liebenswürdig. Eine ähnliche geheime Macht übt unser Vorteil, welcher Art er auch sei, über unser Urteil aus; was ihm zuwiderläuft, stellt sich uns im vollen Ernst, als ungerecht und abscheulich, oder zweckwidrig und absurd dar. Daher so viele Vorurteile des Standes, des Gewerbes, der Nation der Sekte, der Religion —

Was dem Herzen widerstrebt, läßt der Kopf nicht ein. Manche Irrtümer halten wir unser Leben hindurch fest und hüten uns, jemals ihren Grund zu prüfen, bloß aus einer selbst unbewußten Furcht, die Entdeckung machen zu können, daß wir so lange und so oft das Falsche geglaubt und behauptet haben. — So wird denn täglich unser Intellekt durch die Gaukeleien der Neigung betört und bestochen.

Arthur Schopenhauer



Die Familie / Zeichnung von Hanna Nagel

Die Grenze

Kurt Tucholsky

Weit liegt die Landschaft, Berge, Täler und Seen. Die Bäume rauschen, die Quellen springen, die Gräser neigen sich im Wind.

Quer durch eine Waldlichtung, durch den Wald, über die Chaussee hinüber läuft ein Stacheldraht: die Grenze. Hüben und drüben stehen Männer, aber die drüben haben blaue Uniformen mit gelben Knöpfen und die hüben rote Uniformen mit schwarzen Knöpfen. Sie stehen mit ihren Gewehren da, manche rauchen, alle machen ein ernstes Gesicht.

Ja, das ist also nun die Grenze. Hier stoßen die Reiche zusammen — und jedes Reich paßt sehr auf, daß die Bewohner des andern nicht die Grenze überschreiten. Hier diesen Halm darfst du noch knicken, diesen Bach noch überspringen, diesen Weg noch überqueren. Aber dann — halt! Nicht weiter! Da ist die Grenze.

Einen Schritt weiter — und du wirst vielleicht für etwas bestraft, was du hier noch ungestraft tun könntest. Einen Schritt weiter — und du darfst den Papst lästern. Einen Schritt weiter — und aus dir ist ein ziemlich vogelfreies Individuum, ein „Fremder" geworden.

Pfui, Fremder —! Du bist das elendste Wesen unter der Sonne Europas. Fremder —! Die alten Griechen nannten die Fremden Barbaren — aber sie übten Gastfreundschaft an ihnen. Du aber wirst von Ort zu Ort gejagt, du Fremder unserer Zeit, du bekommst hier keine Einreiseerlaubnis und dort keine Wohnungsgenehmigung, und dort darfst du keinen Speck essen, und da von da keinen mitnehmen — Fremder!

Und das Ding, das sie Europa nennen, ist ein Lappen von bunten Flicken geworden, und jeder ist fremd, wenn er nur die Nase aus seinem Dorf heraussteckt. Es gibt mehr Fremde als Einwohner in diesem gottgesegneten Erdteil . . .

Nach diesem Krieg, nach solchen Verschiebungen, gegen die die kleinen Tagereisen der Völkerwanderung ein Kinderspiel waren, nach blutigen Märschen der Völker durch halb Europa, sind die Kirchturmsangelegenheiten jedes Sprengels zu höllischen Wichtigkeiten geworden. Es ist immer dasselbe. Jeder hält seinen Laden für den allerwichtigsten und ist nicht gesonnen, auch nur den kleinsten Deut nachzugeben. Zunächst einmal und zum Anfang ziehen wir eine Demarkationslinie. Wir trennen uns ab. Wir brauchen eine Grenze. Denn wir sind eine Sache für sich.

E i n e Erde aber wölbt sich unter den törichten Menschen, e i n Boden unter ihnen und e i n Himmel über ihnen. Die Grenzen laufen kreuz und quer wirr durch Europa. Niemand aber vermag die Menschen auf die Dauer zu scheiden — Grenzen nicht und nicht Soldaten —, wenn die nur nicht wollen.

Wie lachten wir heute über einen, der mit schwärmerischem Pathos anfeuerte, die Grenzen zwischen Berlin und Magdeburg einzureißen! So, genau so wird man einmal über einen internationalen Pazifisten des Jahres 1920 lachen, wenn die Zeit gekommen ist. Sie rascher heraufzuführen, sei unser aller Aufgabe.

Am 9. Januar wäre der in Berlin geborene Schriftsteller Kurt Tucholsky 70 Jahre alt geworden. Er starb im Jahre 1935 im Exil in Schweden.

Alle sind aufgerufen

Albert Schweitzer

Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben verlangt, daß wir alle irgendwie und in irgendetwas für Menschen Mensch sind. Denen, die sich im Beruf nicht als Menschen an Menschen ausgeben können, und sonst nichts haben, um es dahinzugeben, mutet sie zu, etwas von ihrer Zeit und Muße, auch wenn sie ihnen kärglich zugemessen sind, zu opfern. Schafft euch ein Nebenamt, sagt sie zu ihnen, ein unscheinbares, vielleicht ein geheimes Nebenamt! Tut die Augen auf und suchet, wo ein Mensch oder ein Menschen gewidmetes Werk ein bißchen Zeit, ein bißchen Freundlichkeit, ein bißchen Teilnahme, ein bißchen Gesellschaft, ein bißchen Arbeit eines Menschen braucht. Vielleicht ist es ein Einsamer, oder ein Verbitterter, oder ein Kranker, oder ein Ungeschickter, dem du etwas sein kannst! Vielleicht ist es ein Greis oder ein Kind. Oder ein gutes Werk braucht Freiwillige, die einen freien Abend opfern oder Gänge tun können. Wer kann die Verwendungen alle aufzählen, die das kostbare Betriebskapital, Mensch genannt, haben kann? An ihm fehlt es an allen Ecken und Enden!

Darum suche, ob sich nicht eine Anlage für dein Menschentum findet! Laß dich nicht abschrecken, wenn du warten oder experimentieren mußt!

Auch auf Enttäuschungen sei gefaßt! Aber laß dir ein Nebenamt, in dem du dich als Mensch am Menschen ausgibst, nicht entgehen! Es ist dir eines bestimmt, wenn du es nur richtig willst . . . So redet die wahre Ethik von denen, die nur etwas Zeit und etwas Menschentum herzugeben haben. Wohl ihnen, wenn sie auf sie hören und davor bewahrt bleiben, wegen versäumter Hingabe verkümmerte Menschen zu werden!

Allen aber, in welcher Lebenslage sie sich auch befinden mögen, tut die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben dies an, daß sie sie zwingt, fort und fort mit allen Menschenschicksalen und Lebensschicksalen, die sich um sie herum abspielen, innerlich beschäftigt zu sein und dem Menschen, der einen Menschen braucht, sich als Mensch zu geben. Dem Gelehrten erlaubt sie nicht, nur seiner Wissenschaft zu leben, auch wenn er darin sehr nützlich ist. Dem Künstler erlaubt sie nicht, nur seiner Kunst zu leben, auch wenn er damit vielen etwas gibt. Dem Vielbeschäftigten erlaubt sie nicht, zu meinen, daß er mit seiner beruflichen Tätigkeit alle Leistungen erfüllt habe.

Von allen verlangt sie, daß sie ein Stück ihres Lebens an Menschen hingeben. In welcher Art und in welchem Maße ihm dies bestimmt ist, soll der Einzelne den Gedanken entnehmen, die in ihm entstehen, und den Schicksalen, in denen sich sein Leben bewegt. Des einen Opfer ist nach außen unscheinbar. Er vollbringt es, indem er dabei in einem normalen Leben verbleibt. Der andere ist zu auffälliger Hingabe berufen und muß daher die Rücksicht auf eigenes Fortkommen beiseite setzen.

Keiner maße sich ein Urteil über den andern an! In tausend Arten hat sich die Bestimmung der Menschen zu erfüllen, damit sich das Gute verwirkliche. Was er als Opfer zu bringen hat, ist das Geheimnis jedes einzelnen. Miteinander aber müssen wir alle wissen, daß unser Dasein seinen wahren Wert erst bekommt, wenn wir etwas von der Wahrheit des Wortes: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden" in uns erleben.

*

Am 14. Januar feiert der „Urwalddoktor" von Lambarene, Albert Schweitzer, seinen 85. Geburtstag.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Wilhelmshaven

Nur der Schnee fehlte, sonst waren Kälte und Wind fast ostpreußisch, als die Landsmannschaft Ostpreußen zu ihrer vorweihnachtlichen Stunde zusammenkam. Der Glanz vieler Kerzen und Tannengrün erzeugten die rechte Adventsstimmung, in der dann Erzählungen und Gedichte aus Agnes Miegels soeben erschienenem „Weihnachtsbuch“ die Gedanken in die verlorene Heimat mit dem Zauber ihrer tiefverschneiten Wälder und Felder, in Jugendzeit und Elternhaus zurückgehen ließen.

Die Auswahl hatte der Vorsitzende, Obermedizinalrat Dr. Zürcher, getroffen. Frau Grandowski gab den Rezitationen am Klavier eine würdige Umrahmung.

Lm. Dr. Zürcher rief sodann zu einer Spendenaktion für unsere ostpreußischen Landsleute in der Zone auf und ließ diese besinnliche Stunde mit Agnes Miegels Ruf an die unrastige Welt, die Botschaft des guten Willens der uralt-heiligen Nacht zu vernehmen und an ihr Herz dringen zu lassen, ausklingen.

Seesen/Harz

Mit einer Ansprache über den tiefen Sinn der Adventszeit und der Ehrung der Jubilare der LO eröffnete der 1. Vorsitzende, Schulrat a. D. Papendick, den sehr gut besuchten Vorweihnachtsabend in den Festräumen des Ratskellers. Für die vorzügliche Aufführung des Adventsspiels „Die zerbrochene Schachtel mit den Kasperlefiguren“ ernteten die 13 kleinen „Schauspieler“ unter der Leitung von Frau Donnermann reichen Beifall. Auch der kleine Chor unter Leitung von Diplom-Musiklehrerin Patett gab der Feier durch die schönen Liedvorträge mit Frl. Ursula Fleischmann als Solistin eine stimmungsvolle Weihe. Den Bühnenbildern hatte Lm. Wilbudies mit viel Geschick einen echt weihnachtlichen Zauber gegeben, während Lm. Scharmach mit der großen Ausstellung und Verlosung von Königsberger Randmarzipan viel Freude bereitete.

Mit einem ähnlichen Festprogramm verlief die Adventsfeier für 95 Kinder, bei der Knecht Ruprecht reiche Gabentüten verteilte und Fleischerobermeister Kussat (fr. Königsberg) die Kinder mit je einem Paar Würstchen beglückte.

Northeim

Der Ostpreußen-Chor Northeim hatte seine Mitglieder sowie Gäste zum traditionellen Adventstreffen im großen Saale des Sollingtores eingeladen. Im vollbesetzten und geschmackvoll geschmückten Raume begrüßte der 1. Vorsitzende der Landsmannschaft, Bruno Butsch, mit herzlichen Worten die Erschienenen.

Im Scheine der adventlichen Kerzen schuf das Instrumental-Quartett durch die Musik die echte Vorweihnachtsstimmung. Gemeinsamer Gesang sowie Darbietungen des Chores folgten.

Die Wortunterhaltung wurde ebenso traditionell von Hermann Bink, Göttingen, bestritten. Im ernsten Teil brachte er die große Ringerzählung aus Lessings: „Nathan der Weise“, der alle Zuhörer mit Andacht folgten. — Im heiteren Teil wartete er mit eigenen Dichtungen auf, von welchen die Parodien „Zweifel“, „Das Gewitter“ und „Erlkönig“ in ostpreußischer Mundart besondere Lachsalven auslösten. In echter ostpreußischer Gemütlichkeit blieben die Anwesenden bis über die Mitternachtsstunde beisammen.

Frankfurt/M.

Der nächste Herrenabend findet am Mittwoch, dem 20. Januar, um 20 Uhr, in der Gaststätte „Finkenhof“, Finkenhofstraße 17, statt. Es wird ein Film über das Oberland gezeigt.

Gründung des Bundes Ostpr. Studierender (BOSt)

Nachdem bereits an 18 Hochschulen des Bundesgebietes Gruppen des BOSt bestehen, ist nunmehr auch an der Universität Frankfurt die Bildung einer Gruppe geplant. Politisch interessierte Studenten und Studentinnen, nicht nur Ostpreußen, die zu einer aktiven Mitarbeit an unserer heimatpolitischen Aufgabe bereit sind, werden gebeten, sich mit stud. jur. Eckart Mueller, Frankfurt/M., Kaulbachstraße 16, in Verbindung zu setzen. (Telefon 6 21 35.)

Hof/Saale

Zur vorweihnachtlichen Feier hatte sich die ost- und westpreußische Familie in großer Zahl im geschmückten katholischen Vereinshaus versammelt. 1. Vors. Paul Bergner begrüßte und leitete die Festfolge ein. Worte zum Advent sprach Stadtvikar Loreck. Ein Streichquartett sowie Tonbandwiedergaben und Prosa- und Gedichtvorträge gaben den festlichen Rahmen. Ein Weihnachtsspiel, „Das himmlische Kind“, von Kindern aufgeführt, erfreute jung und alt. Anschließend kam der Nikolaus, der an jedes Kind Gaben verteilte. Kaffee und Kuchen bei Kerzenschein und gemeinsam gesungene Weihnachtslieder ließen den Abend zu einer rechten vorweihnachtlichen Feier werden.

Fürth

Zu einer schlichten und ergreifenden Weihnachtsfeier fanden sich die in Fürth lebenden Ost- und Westpreußen mit erstaunlich vielen einheimischen Gästen zusammen. Im Mittelpunkt der Feierstunde stand eine Ehrung, die der Vors. Lm. Adomat im Auftrage des Landesverbandes vornahm. Mit silbernen Ehrennadeln der Landsmannschaft wurden ausgezeichnet: die 2. Vors. Lmn. Kowalewski und Schriftführer Kurt Kohn.

Besonderer Dank wurde dem einheimischen Oberlehrer Hans Strobel aus Erlangen und seiner Musik- und Spielgruppe gezollt, die sich als gute Interpreten klassischer Musik und weihnachtlicher Chorsätze von Haydn, Beethoven u. a. erwiesen. Kulturwart Lm. Hahn rezitierte Gedichte von Claudius, Ringelnatz und Waggerl. In einer Tombola konnten wertvolle Preise gewonnen werden.

Die Hauptversammlung der Kreisgruppe findet am 20. Januar statt.

Traunstein

Eine schöne Vorweihnachtsfeier veranstaltete die hiesige Ortsgruppe der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, bei der die Kindergruppe ein Weihnachtsspiel aufführte und Advents- und Weihnachtslieder sang. Knecht Ruprecht brachte allen Kindern volle bunte Tüten.

Bad Aibling

Der Kreisverein des Ostpreußenbundes in Bad Aibling veranstaltete wie in den vergangenen Jahren auch diesmal wieder eine eindrucksvolle Adventsfeier in dem umgebauten und neueingerichteten Vereinslokal, dem Frühlingsgarten (bewirtet von dem Ostpreußen Hans Krosta).

Der mit einem großen Adventskranz und Lichtern und Tannengrün auf den Tischen festlich dekorierte Versammlungsraum trug viel zu der feierlichen Stimmung dieser traditionellen Feier bei.

Nach der Eröffnungsansprache des 1. Vors. Lm. Krosta wurden die Geburtstagskinder des Monats beglückwünscht, und dann erfolgte eine Ehrung von verdienten Mitgliedern, wobei diesmal Frau Herta Thiede und Frau Erika Kuschinsky die Bernsteinehrennadel überreicht wurde.

75 Jahre Schuhhaus Hofer, Lötzen

Neubeginn nach der Vertreibung in Vienenburg/Harz

Am 28. November konnte das Schuhhaus Hofer, früher Lötzen, auf sein 75jähriges Geschäftsjubiläum zurückblicken. Der Gründer der Firma, Schuhmachermeister Gustav Hofer, der Großvater des jetzigen Inhabers eröffnete am 28. November 1884 das erste Schuhgeschäft in Lötzen. 1919 übernahm der einzige Sohn des Gründers, der Kaufmann Max Hofer, das väterliche Geschäft, das Anfang 1945 seine Pforten für immer schließen mußte.

Max Hofer blieb mit seinen alten Lieferanten immer in Verbindung. Sie waren auch sofort bereit, ihn mit Ware zu beliefern, als er in Vienenburg am Harz 1947 sein altes Unternehmen neu errichtete. Von der Stadt und Kreisverwaltung Vienenburgs wurde er weitgehendst unterstützt. Mit ungebrochenem Mut schaffte es Max Hofer, daß er sein Geschäft wieder im eigenen Hause hatte und sich nach Belieben vergrößern konnte.

1956 legte der damals 70jährige sein altes Unternehmen in die Hände seines Sohnes, des Schuhmachermeisters Max Dieter Hofer. Der jetzige Inhaber, der nach Ablegung des Abiturs ganz andere berufliche Pläne hatte, half 1947 seinem Vater bei der Errichtung der alten Firma in Vienenburg, 26jährig lernte er noch das Schuhmacherhandwerk. 1951 legte er die Meisterprüfung ab. Er hat seine Firma wieder handelsgerichtlich eintragen lassen.

40 Jahre Sattlerei und Polsterei Mohr

Konrad Mohr, gebürtig aus Goldau, Kr. Rosenberg, machte sich im Jahre 1919, nachdem er sich nach seiner Lehre in Freystadt in mehreren größeren Betrieben seiner Branche umgesehen hatte, u. a. in Danzig, Berlin und Nürnberg, in Nieder-Zehren selbständig. Er führte zunächst auf den umliegenden Gütern und Privathaushalten Sattler-, Polsterer- und Dekorationsarbeiten aus. 1923 bestand er in Elbing vor der Prüfungskommission der Handwerkskammer seine Meisterprüfung.

Nach seiner Vertreibung im Jahre 1945 kam er nach Siedenburg, Kr. Diepholz, wo er 1950 wieder ein eigenes Hausgrundstück erwerben konnte, auf dem er sich mit Werkstatt und einem geräumigen Laden zum zweiten Male selbständig machen konnte. 23 Lehrlinge wurden inzwischen von ihm ausgebildet. Sein jüngster Sohn Günther arbeitet mit im väterlichen Betriebe und wird einst die handwerkliche Tradition fortsetzen.

Die Handwerkskammer Niedersachsen ließ Landsmann Mohr durch ein Vorstandsmitglied eine Ehrenurkunde zum 40jährigen Geschäftsjubiläum überreichen.

Wir gratulieren!

Goldene Hochzeit

Eheleute Julius und Wilhelmine F r e u d e aus Uhlkau, Kreis Danzig-Land, am 30. Dezember in Oldendorf, Kreis Osterholz.

92. Geburtstag

Fräulein Emilie U r b a n aus Friedrichsdorf, Kreis Ortelsburg, am 28. Dezember in Zeven, Altersheim.

91. Geburtstag

Maria J o r d a n, geb. Schippling aus Kleinbabenz (Westpr.) am 19. Dezember in Eckwarden/Wesermarsch.

90. Geburtstag

Henriette S t e i n e r t, geb. Herrmann aus Paulken/Ostpr. am 4. Dezember in Dielmissen, Ostlandstraße 160.

86. Geburtstag

Rektor a. D. Walther Hardt am 22. Januar in Lübbecke/Westf., Andreasstraße 30. Die Wirkungsstätten des Jubilars waren Borszymmen, Milluhnen, Rhein, Königsberg und Heiligenbeil. Er steht noch heute unentwegt tätig mitten in der Vertriebenenarbeit. Daneben ist er noch in mehreren Ausschüssen der Kreisverwaltung tätig.

85. Geburtstag

Oberfeuerwehrmann i. R. Johann S a w i t z k i aus Königsberg/Pr. Der Jubilar lebt heute bei seiner Tochter Elfriede Neumann in Büchen, Kr. Hzgt. Lauenburg, An den Eichgräben 4. Seine Frau starb nach der Flucht 1945 in Dänemark. Der Jubilar erfreut sich körperlicher und geistiger Frische.

82. Geburtstag

Barbara K o w a l e w s k i, geb. Biernath aus Königsberg, I. Rundteil 1, am 17. Januar in Hannover, Nienburger Straße 7 A.

76. Geburtstag

Marinearsenal-Vorarbeiter Ernst F a h l k e aus Pillau am 26. Januar in Seesen am Harz, Steinbühlstraße 12.

Das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte“ wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiter beste Gesundheit.

Heute erlöste der Herr über Leben und Tod nach langer, schwerer Krankheit unsere gute Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Wwe.

Elfriede Coenen

geb. Hollweg

im Alter von 68 Jahren.

In tiefer Trauer:
Im Namen aller Anverwandten
Erwin Hollweg

Hennef/Sieg, Wehrstraße 9, den 13. Dezember 1959

SUCHDIENST

Rudwangen
Krs. Sensburg/Ostpr.

Wer kann Auskunft geben über Frau Eliese K o n r a d t, geb. Radtke, geb. 27. 2. 99 in Tieckremen, Krs. Kreuzburg, zuletzt wohnhaft in Rudwangen? Es handelt sich um die Ehefrau des Melkers Walter Konradt. - Wer war 1944/45 mit Frau Konradt in Rudwangen beisammen? Wer hat sie noch später gesehen? Auskünfte erbittet das **Amtsgericht in Krefeld** unter Angabe des Akten-Zeichens **4 II K 137/57.**